

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

sich, vielleicht aus Schaam, die Gesichter in ungeheure große Hüte, die aber ganz anders geformt sind als die Scheibenhüte, die unsre Landmädels vor Sonne und Regen schirmen. Wie soll ich dir nur so ein Ding beschreiben? Hinten ist nichts, und es kann ihnen recht bequem in's Gesicht regnen; auf beiden Seiten geht eine Wand herab, daß sie rechts und links nicht hinausschauen können; vornen ragt ein weites Dach hervor, so daß wenn zwei Mannsells einander begegnen, müssen sie drei Schritte entfernt bleiben, sonst stoßen die Dächer zusammen; denk dir nun noch ein Paar Ellen Wänder und eine Weste Blumen über diesen Gerüsten, so hast du beiläufig das Contrefait von einem Stadmadamenhut. Manche hat noch einen Vorhang am Hut, den sie vors Gesicht zieht: da kann man sichs leicht denken, was da für Frähen dahinter stecken müssen, daß man sie so sorgfältig verbirgt. Nein, da lob ich mir unsre Landmädchen in ihrer sitzamen und netten Tracht, denen man doch ins Auge hinein schauen kann.^(*)

Noch eins: einen Tanzmeister habe ich auch angenommen. Meine Hausmamsellen habens partu nicht anders gethan; ich bekäme sonst kein zierliches Ansehen, meinen sie. Der stellt mir alle Tage eine Stunde lang die Füße zurecht, daß mir alle Gelenke krachen. Er muß glauben, der liebe Gott habe es mit dem Fußebau nicht recht verstanden. Das Füße-Zurechtrichten, und das Servitormachen hat mich schon ein Paar Thaler gekostet. Ob's mir einmal so viel wieder einbringen wird, das mag Gott wissen. Das Hintenauscharren mit dem Fuße hat er mir gänzlich verboten; es sey schon lange nicht mehr Mode, sagt er. Lasse Du also auch nur das Scharren mit den Füßen seyn, und sage solches auch den übrigen jungen Leuten im Dorfe. Die Schneidermamsells kommen auch zur Tanzstunde, die haben gelernt einen Knir zu machen. Da ich dieses so oft gesehen habe, so kann ich Dir nun auch eben so gut kniren wie die beste Stadtmamsell. Knir und Servitor ist jetzt fast einerlei; denn bei dem Servitor wird jetzt ein wenig geknirt, und beim Knir ein bißchen geservitort. Soq dieß doch Deiner Schwester Anne und Peters Dörchen, damit sie,

^{*)} Der hinkende Bote bittet seine Strassburger Leserrinnen, sie möchten dem groben Jürgen seinen thöselhaften Brief verzeihen: wenn er einmal ein Jahr in der Stadt sich wird abgehobelt haben, wird er schon anders denken und schreiben.

nach diesem, nicht so dummt in den Tag hinein kniren wie das liebe Vieh. Wenn ich zu Euch auf die Kirnesh komme, will ich den Kerl mit den Klapperbeinen und der Geige mitbringen. Der soll Euch eure Weine auch zurechtstellen, und Euch Knir und Servitor vormachen.

Leb' wohl, lieber Hanns,

Dein Jürgen.

Eine Feder scheint von selbst zu schreiben.

Herr von Funk bekleidete, nach der Schlacht von Pultawa, den Posten eines schwedischen Vortschafers bei der Pforte. Die unglücklichen Verhältnisse und der seltsame Eigennutz seines Königs machten ihm die Ausübung seiner Pflichten sehr beschwerlich, und er sah sich oft genöthigt, im Geheim nach Demorica zu gehen, um Karls mündliche Verhaltensbefehle einzuholen. Auf einer dieser Reisen, die er, um unerkannt zu bleiben, und weil die traurigen Umstände der Schweden ihm allen Aufwand unterfragten, zu Pferde, und bloß in Begleitung eines Kammerdieners und eines Reitknechts, unternommen hatte, überfiel ihn die Nacht in dem unwirthbaren Gebirge zwischen Rodosko und Adriano-pel. Er hatte sich von seinem Wege verirret, sein Pferd war lahm geworden, und es schien ihm gleich gefährlich, auf unbekannte Wohnungen zu stoßen, oder die Nacht in dem Walde hinzubringen. Sein Kammerdiener, der der Landessprache mächtig war, erbot sich endlich, voraus zu reiten, um sich nach der Gegend zu erkundigen, und wo möglich, Anstalten zu einem Nachlager zu machen, indeß sein Herr mit dem Reitknechte, seitwärts von der Straße, unter dem Schutze der Bäume ausruben würde.

Sie hatten hier kaum eine halbe Stunde gewartet, als das Pferd des Kammerdieners schnäubend und in vollem Galopp zurück kam; aber zu ihrem Schrecken, ohne Reiter. Ohne an seine eigene Gefahr zu denken oder lange Ueberlegungen anzustellen, bestieg Herr von Funk dieses Pferd, nahm eine Pistol in die Hand, und befahl dem Reitknechte ihm zu folgen, um von dem Schicksal seines treuen Dieners, der sich unmöglich weit entfernt haben konnte, Nachricht einzuziehen. Sie fanden ihn, nachdem sie eine kurze Strecke geritten waren, quer über den Weg hingestreckt liegen. Er war todt; bei genauer Befichtigung, so viel die Dunkelheit erlaubte, ließen jedoch die Verletzungen, die sie an ihm fanden, nicht auf einen mörderischen Ueberfall schließen, und wahrscheinlich mußte

er bei seiner Eil im Finstern und auf unbehau-
tem Wege, gestürzt seyn, und den Hals gebro-
chen haben.

Ihre Lage wurde dadurch nur noch bedenk-
licher. Sie entschlossen sich, die Leiche auf ein
von den Pferden zu heben, und auf gutes Glück
sich dem Wege zu überlassen. So kamen sie end-
lich an eine einsame Hütte, deren Bewohner,
ein abgelebter Greis, nebst einem Paar Wei-
bern, ihnen nicht verdächtig schienen. Das Ver-
sprechen einer angemessenen Belohnung machte
den Alten so gefällig, daß er seinem Gaste das
elende Behältniß, welches ihm zur Küche und
zum Wohnzimmer diente, überließ, und sich
mit seiner Familie unter das Dach des Hau-
ses bettete; der Reitknecht blieb mit seinen
Pferden in einem Schuppen, und die Leiche
des Kammerdieners wurde in der Nähe nieder-
gelegt.

Herr von Frank hatte Geräthschaften zum
Schreiben und zu einem Nachtlichte bei sich,
und da der Schrecken und die Gemüthsbewe-
gung ihn wunter gemacht hatte, setzte er sich
nieder, um noch einige Gedanken, die ihm un-
terwegs eingefallen waren, aufzuzeichnen. Bald
aber fühlte er sich von einer Müdigkeit ergriffen,
welcher er nicht länger widerstehen zu können
glaubte; die Augen fielen ihm beim Schreiben
zu, er legte die Feder auf das Papier nieder,
und warf sich angekleidet, auf das für ihn be-
reitete Lager.

Er sank sogleich in einen unruhigen Schlum-
mer, der von ängstlichen Träumen begleitet war.
Das Bild des Kammerdieners, welches der Ge-
fährte seiner Jugendjahre und zu allen Zeiten
mehr der Vertraute, als der Diener seines Ge-
bieters gewesen war, schwebte unaufhörlich vor
seiner Phantasie. Hierdurch wurden manche
Träume veranlaßt, aus welchen er einigemal er-
schrocken aufsprang. In einem dieser Augenblicke
des halben Erwachens wirkt er von ungefähr die
Augen auf den Tisch, und erblickt mit Ent-
setzen bei dem Schimmer des Nachtlichts die
Feder, die er niedergelegt hatte, aufgerichtet
und auf dem Papier schreibend. Seine Bestim-
mung kehrt nun schnell zurück, er reißt sich die
Augen, er ist völlig wach; er richtet sich empor,
und sieht deutlich diese Erscheinung; die Feder
steht in die Höhe und schreibt, aber keine Hand,
nichts, das sie hielt, ist sichtbar.

Jetzt fällt ihm sein Traum ein, und nichts ist
ihm gewisser, als daß die Seele des Abgeschie-
denen, von irgend einer Erinnerung gequält,
sich des Mittels bedienen wollte, ihm ihre Ge-

danken mitzutheilen. Mit kaltem Schauer legt
er sich wieder zurück, und versucht die Augen zu
schließen; aber umsonst, eine höhere Macht
zwingt ihn, sie unaufhörlich auf den Gegenstand
seines Schreckens zu richten.

Von einem unwillkürlichen Grausen hinger-
issen, springt er jetzt plötzlich auf, ergreift die
Feder, wirft sie, ohne den geringsten Widerstand
zu finden, auf das Papier, und stürzt sich auf
sein Lager, wo er, in seinen Mantel gehüllt,
nun die Augen nicht wieder aufschlägt. Was
die Feder geschrieben haben konnte, hatte er sich
nicht die Zeit genommen zu untersuchen.

Nach einem langen weinlichen Zustande fällt
er in einen tiefen Schlaf, von dem er nicht eher,
als durch das Pochen seines Reitknechts an der
inwendig verammelten Thür erweckt wird. Es
ist Morgen, er steht um sich her, und die Feder,
die wieder in die Höhe steht und zu schreiben
scheint, erinnert ihn schnell an das nächtliche
Gesicht. Aber wie sehr verändern nicht äußere
Verhältnisse jeden Gegenstand! Dieselbe Er-
scheinung, die in der Nacht und in jenem fie-
berhaften Zustande zwischen Wachen und
Schlummer, ihn so fürchterlich aufgeschreckt
hatte, erregt nun, da es Tag ist, und er von
einem ruhigen Schlafe sich erquickt fühlt, nur
noch seine Neugier. Er tritt behutsam an den
Tisch, und sieht — daß eine große Spinne,
die an der Decke des niedrigen Zimmers hauset,
für gut befunden hat, ihr Gespinnst an der oben
Spitze der Feder zu befestigen. Natürlich hatte
diese an dem straff gezogenen Faden sich aufrich-
ten müssen, doch nur so weit, daß sie mit dem
unteren Ende auf dem Papier hängen blieb,
weil die Spinne wahrscheinlich nicht stark genug
gewesen war, sie ganz in die Höhe zu ziehen.
Der Zug der Luft, oder die Einbildungskraft des
Schreibers konnten dann leicht die Bewegung des
Schreibens hinzusetzen.

Ein merkwürdiger Traum.

Dem Prager Bürger K. — einem wegen sei-
nes moralischen Lebenswandels, wegen seiner
Wahrheitsliebe, und außerordentlichen Gewis-
senhaftigkeit allgemein geschätzten und geach-
teten Mann, träumte: er seye mit seinem ver-
storbenen Freunde, welcher ihn noch vor seinem
Tode zum Curator seiner hinterbleibenden Kin-
der gemacht hatte — an einem öffentlichen Orte
zusammengelommen. Beim Weggehen bietet
ihm der letzte seine Begleitung an und führt
ihn auf den Kirchhof von St. Stephan.

Hier trägt der Verstorbene seinem Freunde N. auf: er solle zu seiner hinterbliebenen Wittwe gehen, sich von derselben ein ihm genau bezeichnetes Zimmer öffnen lassen — in demselben würde er eine Kiste, und in dieser einen Kalender finden, in welchem die Forderung einer armen Wittwe von 900 fl. angemerkt seye, mit dem Bedenken, dafür zu sorgen, daß ihr dieß Geld zurückgezahlt werde. Nun weist er auf ein offenes Grab und verschwindet mit den Worten: „Jetzt steige ich wieder in mein Grab.“

Als N. erwachte, war ihm dieser Traum noch so lebhaft, und so ganz gegenwärtig, als wenn er nicht geträumt, sondern Alles wirklich sich so zugegetragen hätte. Dieß veranlaßte ihn zu der Wittwe seines verstorbenen Freundes zu gehen, und sich das ihm bezeichnete Zimmer öffnen zu lassen. — Wie groß war sein Erstaunen, als er in demselben die angezeigte Kiste, und darin einen Kalender mit der aufgezeichneten Forderung der Wittwe fand.

Man traf diese in der größten Dürftigkeit, verlassen, ohne Rath und Hülfe, als ihr jene Schuld, von welcher sie nichts mehr wußte, ausbezahlt wurde.

Doctor Monroe in Bedlam.

Eine wahre Anekdote.

Doctor Monroe war im Londoner großen Irrenhause. Bedlam, als Arzt angestellt, wo er sich pünktlich alle Tage einfand, und das Haus nie verließ, ohne die Speisen der Unglücklichen gekostet zu haben. Diese war nun freilich mehr auf die Gesundheit als den Gaumen der Esser berechnet, und lauter wurden täglich die Klagen über die kraft- und geschmacklose Suppe. „Der Arzt wird doch wissen, was Euch dienlich ist,“ sprach der Koch, „und damit gut.“ — „Und damit nicht gut“ erwiederten die Irren. Dabei blieb's vor der Hand; unterdessen war ihnen doch ein Licht aufgegangen; sie kannten nun den Urheber ihrer Beschwerden, und sannan auf Mittel, seiner los zu werden.

Von Stunde an wurde der Arzt genau beobachtet, und als er eines Morgens in die Küche gieng, wo sich eben Niemand vom Hause vorfand, folgten ihm einige der Verschworenen auf den Fuß, und kündigten ihm in lafonischen Ausdrücken, und mit triumphirender Miene, ihr Vorhaben an. Dieses bestand lediglich darin, daß sie da wären, um ihn in dem großen

Kessel zu ersäufen, in welchem er ihnen die dünnen Brühen zubereiten ließ. Mit diesen Worten schickten sie sich zur unmittelbaren Ausführung an, und Dr. Monroe war verloren, wenn nicht seine Geistesgegenwart ihn rettete.

„Das ist ein kluger Einfall, meine Freunde,“ sprach er; „und unstreitig bekommt ihr dadurch eine bessere Suppe; verderben aber werdet ihr sie, wenn ihr mich mit sammt den Kleidern in den Kessel werft; erlaubt mir, daß ich diese vorher ablege.“ Die Einrede fand Beifall; und daß der Doctor seine Toilette eben nicht beschleunigte, läßt sich denken. Trotz alles Zögerns erschien aber immer noch keine Hülfe von außen. Nur noch ein Kleidungsstück blieb übrig, und der fürchterliche Sprung war unvermeidlich. „Meine Beinkleider,“ sprach der Arzt, „zieht ihr mir ab, wenn ihr mich geschlachtet habt; denn so unanständig vor euch zu erscheinen, erlaubt mir mein sitrliches Gefühl durchaus nicht. Dann aber habe ich noch Eines zu erinnern: ihr schneidet mir erst die Kehle ab, damit das Blut ganz herauslaufe; dann öffnet ihr mir den Leib, nehmt das Eingeweide heraus, und wascht mich inwendig und auswendig recht sauber, damit ihr ein reinliches Essen bekommt. Nun geht, holt ein Messer, eine Banne Wasser und was ihr sonst noch braucht. Macht fort, es friert mich so nackt hier.“ Mit diesen Worten öffnete er ihnen die Thüre. Die blödsinnigen Menschen sprangen in vollem Jubel hinaus, um das Erforderliche herbeizuschaffen. Dr. Monroe riegelte hinter ihnen zu, und war gerettet. Seit dem Vorfalle wagte er sich nie mehr allein in die Küche.

Die Pathengaben.

Mährchen.

„Sey ruhig, liebe Liese!“ sprach Martin, und schob sich das krause Haar dichter vor die Stirne, damit die leidende Wöchnerin die hervorperkende Thräne nicht gewahren möge. „Es wird doch ein Mann in der ganzen Nachbarschaft so viel Gutmüthigkeit besitzen, an dem kleinen Wurm die erste Liebespflicht des Christen zu üben, und der Eltern Armuth eingedenk, wenigstens so viel einzukindern, daß Wöchnerin und Kind in den ersten Tagen ihres Leidens nicht verhungern dürfen. Gott hilfe dem Wurm im Grase, er wird also das Geschöpf nach seinem Ebenbilde auch nicht verderben lassen.“

Mit diesen Worten drückte er die Hand der mattlich-linden Duldrin, presste den Krenpennhut tief in den Kopf, und schritt, ohne den fünf wackern Buben, welche ihm zuriefen, ja bald wieder zu kommen, eine Antwort zu geben, rasch aus der Hütte, um sich im Freien mehr Luft erathmen zu können.

Sehr hart gieng's dem armen Martin, er hatte ohne das Zureden der berechnenden und spekulirenden Anverwandten zu achten, eine arme Dirne geheirathet, weil er sich bei seiner jungen braven Liebesglücklicher fühlte, als wenn er einen alten Kumpellaffen in sein Haus genommen hätte, dessen ganzer Werth in einigen Säcken Thaler bestanden hätte. Er lebte daher die ersten Flitterjahre in seligem Frohmuth; als aber nach 4 Jahren schon fünf muntere Buben um ihn herumgaulen, der Hände Arbeit weniger ausgiebig, dagegen Kästen und Schränke immer leerer wurden, da reute es ihn zwar nicht, seine Liebes zum Weibe genommen zu haben, aber Meister Schmalhans stellte, sich dem Sprichworte nach, gar bald bei ihm als Küchen- und Kellermeister ein. Die ehemals heitere Sterne hüllte sich, wie das Haupt der Berge bei herannahendem Ungewitter, in die Nebelwolken des Kammers — er ward düster und grämlich, und obgleich er seine Anverwandten nicht um Hab und Gut beneidete, schalt er sie doch larme Filze und Neidharte, und begnügte sich lieber mit einer Brodrinde, als daß er es hätte über's Herz bringen können, einen von ihnen um eine milde Spende anzusprechen.

Jetzt war sein Weib von dem sechsten Knaben entbunden. Dem Vater hätte bei dem Anblicke des gesunden hausbackigen Jungen vor Freude das Herz im Leibe springen mögen; aber hinter ihm stand die Noth in ihrer bleichen, dürrn Knochengestalt, klopfte ihn gar unsanft auf die Schulter, wies mit dem hagern Finger nach dem ausgeleerten Speisekasten, und wandelte so fein behagliches Wohlgefallen an dem Kleinen in bitteres Herzenleid um.

Nun war Noth am Manne, und es blieb dem guten Martin nichts übrig, als unter seiner Sippschaft einen Gevatter zu wählen, der noch menschenfreundlich genug dachte, von seinen Borräthen etwas zur Erquickung der Mangelleidenden abkommen zu lassen. Er sann hin und her, an wen er sich wohl zuerst wenden möge; da er aber in der Wahl nicht einig werden konnte, ging er zu dem am nächsten wohnenden Wether, brachte sein Gewerbe nach christlichem

Gebrauche knieend vor, erhielt aber die Antwort, daß man sich verschoren habe, kein solches Liebeswerk mehr auszuüben, weil schon mehrere kleine Patben in frühen Tagen verstorben seyen. Bei dem Zweiten hieß es, man habe eben bedeutende Auslagen gehabt, und wollte sich der feierlichen Handlung lieber gar nicht unterziehen, wenn man nicht zugleich dem Wether eine namhafte Parthengabe schenken könne; der Dritte ward unwirsch und überläufig den Wether mit mancherlei Vorwürfen; zu den Andern war indessen schon Kunde über Martins Begehren gekommen, welche sich daher sammt und sonders verläugnen ließen, so daß er bei der ganzen Sippschaft angepöcht hatte, ohne daß ihm jemand aufgethan hätte.

Nun fiel es ihm schwer aufs Herz wie ein Alp; Verdruß und Beschämung machten ihn unwillig. Er verließ unter Verwünschungen das Dorf, und langte, ohne selbst zu wissen wie, in der Gebirgswaldung an.

So heiter der Morgen gewesen war, so unfreundlich wurde es gegen Abend, der Wind heulte heftig durch die Bäume, düstere Nebel umzogen das Gebirge, ein nahes Ungewitter verkündend, und eben so stürzte es in Martins Herzen. Keine menschliche Liebe, keine menschliche Hülfe zu finden, ist ein zu Boden drückendes Gefühl für den Bedrängten. Er blickte düster nach den aufgethürmten Felsenmassen: „Ha,“ rief er, „wärs doch wahr, was man von Alters her spricht, und bewohnte diese Klippen ein verrufener Kobold, ich würde seine Arglist und Lücke nicht scheuen, und ihn hervor-rufen zu meinem Beistande; er könnte mich höchstens anfassen mit gewaltiger Faust, und binschleudern an die Felsenspitze, und so wäre auf einmal meines Leidens ein Ende!“ — Mötzlich drängte sich das Bild der lieben Liebes vor seine Sinne, er bebte zurück ob den Worten, welche er laut in der unheimlichen Gegend gesprochen hatte; kalter Schauer durchrieselte seine Gebeine, und er machte sich stracks auf den Weg, um unbeschadet und unangefochren von Geistes-gewalt wider zu den Seinen zu gelangen; denn in dem Augenblicke war ihm nicht anders, als wenn er das Ungethüm vor sich sähe, das der Sage nach hier hauste, ein zwar mächtiger, aber auch schadenfroher Berggeist seyn sollte, der als ein reicher und mächtiger Uebermüthler mit den Wanderern bloß Kurzweil treibe, und sie auf alle erfindliche Weise necke und quäle, in vielerlei Gestalten erscheine, und des Bösen schon so

en die dünn
en Worten
Ausführung
en, wenn
te.

Freunde,
hr dadurch
werdet ihr
leidern in
d diese vor-
fall; und
t beschlen-
ögerns er-
on außen.
big, und
meidlich.
zt, „zieht
tet habt;
einen, er-
aus nicht.
ern: ihr
das Blut
den Leib,
schr mich
er, damit
un geht,
und was
es friert
en öffnete
Menschen
das Ers-
noe rief-
ter. Seit
ein in die

Martin,
r vor die
die her-
ge. „Es
Nachbars
an dem
Christen
ngedenk,
Dochnerin
Leidens
in Wurm
öpf nach
lassen.“

viel verübt habe, daß die Landleute selbst am hohen Tage die Gränzen seines Gebiets nicht mehr betreten.

Einige hundert Schritte war Martin noch von seiner Hütte entfernt, da kam ihm ein Kleines, bucklichtes Männlein entgegen, ganz in Lampen gehüllt, und sich mühsam stützend auf seinen Knotenstock; der Schnee des Alters lag ihm auf Bart und Haupthaar, doch stammten zwei schwarze große Augen unter den buschigen Wimpern hervor, welche, wenn das Auge der Spiegel der Seele genannt werden kann, ein fast arges und störriges Gemüth gar deutlich bekundeten. „O lieber Mann,“ sprach der Alte zu Martin, „erbarmt euch meiner Noth, ich bin schwächlich und verstaubt, habe mich im Walde verirrt, und mit dem Steigen über Baumwurzeln und Strauchwerk mich so abgearbeitet, daß ich nicht mehr weiter zu schreiten vermag; so ihr vielleicht eine Hütte in der Nähe bewohnt, übt an mir das Liebeswerk und gönnt mir ein Nachtlager, wofür ich euch mit dankbarem Herzen zugethan bleiben werde.“

Martin schüttelte bedencklich den Kopf; in der kleinen Hütte war kaum Platz für die Seinen, auch wußte er wohl, daß man einen fremden Gast nicht bloß beherbergen, sondern auch pflegen müsse; er entdeckte daher dem Fremden ungeschweht seine eigene Noth, und daß ein Stück Brod und ein Krug Wasser die einzige Labung sey, welche bei ihm in Anspruch genommen werden könne. Das Männlein war mit allem zufrieden, ließ sich nicht mehr abtreiben, und stolperte neben Martin her, so gut es die müden Knochen erlaubten.

Wie sie in der Hütte anlangten, wunderte sich Liese höchlich, statt dem gehofften Pathen, einen Mitzeher an dem Bischen Armuth zu erblicken. — Der Alte erfuhr, was die armen Leute tränke und quäle. „Zur Noth,“ sprach er, „kann wohl ich euch den Liebesdienst erweisen, und das Eingebinde von mir soll auch nicht zu verachten seyn.“ Kurz der Knabe erhielt den Namen Konrad, und sobald der Alte sich mit Brod und Wasser gesättiget hatte, warf er sich auf das Strohlager, und schlief die ganze Nacht, ohne sich zu regen. Wie der Morgen herangraute, gieng Martin in das Gärchen, um Kräuter zu einem Kräftsupplein für seine Liese zu sammeln. Gleich darauf machte sich das Männlein auf, hing seinen Tragsack um die Schulter, dankte der Wechnerin gar herzlich für die Bewirthung, und verlangte noch einmal den Knaben zu sehen. „Nun will ich dir meine Pathen-

geschenke geben, du lieber Kleiner,“ sprach er, und küßte ihn dreimal auf die Stirne. „Bis zu deinem zwanzigsten Jahre,“ fuhr er fort, „soll alles, was du unternimmst, dir mislingen, dann werde ein Dieb, und wenn durch dich zwölffach Blut vergossen worden ist, so gehen meine Wünsche an dir in Erfüllung.“ Mit diesen Worten schob er den Säugling in die Arme der erstarrten Mutter zurück, und flüchtete war er außer der Stube, ohne daß Liese so viel Zeit hätte gewinnen können, ihn zurückzurufen. Wie Martin gleich darauf mit den gepflückten Kräutern eintrat, erblickte er seine Liese in Thränen; mit stotternder Stimme verkündete sie ihm den schrecklichen Wunsch des Alten. Der nicht minder erschreckene Vater eilte stracks aus der Hütte, den böshafsten Gast einzuholen und zur Widerrufung seiner Worte zu nöthigen, aber keine Spur von ihm war zu entdecken; da fiel es schwer auf sein Herz, daß er wohl gar den schadenfrohen Berggeist bewirther habe; er bebte vor der schrecklichen Bestimmung des Knaben zurück, ließ aber Liesen von seiner Herzensangst nichts merken, sondern besänftigte sie damit, daß der Alte etwas verrückt seyn müsse, und daher auf solche Worte gar nicht zu achten sey.

Der Knabe gedieh an der Mutterbrust trefflich, blühte lustig heran, wie eine aufkeimende Rose, und wurde bald zum rüstigen Buben, der mit ungewöhnlicher Kraft alles anfaßte, und dem Vater thätig in der Wirthschaft half. Aber demungeachtet konnte er es nicht dahin bringen, die Gunst der Eltern und Brüder zu gewinnen. Wenn der Vater ihn so rüstig arbeiten sah, fiel der Gedanke schwer auf sein Herz, daß diese seltene Kraft dereinst zum Bösen angewendet werden würde; wenn Konrad über dieses oder jenes schweigend nachdachte, sah man den spekulirenden Duckmäuser in ihm, der schon darauf sann, sich allgemach zu den Diebstählen vorzubereiten, die er einst verüben sollte. Da er eine weit schnellere Fassungskraft hatte als seine Brüder, und sie über dieses oder jenes zu belehren suchte, wurden ihm auch diese abgeneigt, und so oft eine Kleinigkeit im Hause verloren gieng, hatte sie niemand als Konrad einzuwenden, und wurde deshalb derb gezügelt. Kurz der böse Geist des Widerwillens hatte sich in die Herzen seiner Angehörigen gelagert, ohne daß es dem Jungen möglich gewesen wäre, ihn daraus zu verbannen. Der auf ihm liegende Fluch des Pathen war nicht verschwiegen geblieben, alle Dorfbewohner wichen ihm aus, und hielten

sich schon von weiten die Laube zu, so daß Konrad endlich weder die Verachtung der Leute im Dorfe, noch die harte Behandlung im väterlichen Hause mehr ertragen konnte, einmal Nachts seinen Bündel schnürte, und während alles im tiefen Schlafe lag, die väterliche Hütte verließ, mit dem Vorsatze, sie nie wieder zu betreten.

Als Eltern und Geschwister am folgenden Tage die Flucht des Jungen gewahrten, waren sie eben nicht sonderlich bestürzt darüber, meinten, daß nun der Zeitpunkt gekommen sey, wo sich seine unglücklichen Patherzgaben entwickeln würden, bekreuzten und segneten sich mit dem Banne, ja nichts mehr von dem Auswurfe der Menschheit zu hören, und wünschten ihm ein besseres Ende, als ihm vermög seiner unseligen Bestimmung bevorstehen könne.

Der arme Konrad wanderte so schnell im Nachtdunkel fort, als ob er mit jedem Augenblicke befürchtete, vom harten Vater eingehohlet und unter derber Züchtigung zum Rückweg gezwungen zu werden. Wie der Morgen herangraute, fand er sich tief im Gebirge, ohne mehr einen Ausweg zu finden. Ermattet sank er auf dem grauhgen Boden nieder. Die aufgehende Morgensonne umzog die Gegend mit schimmerndem Purpur; im tausendfältigen Gesange freueten sich die Säng' der Luft der wieder aufwachenden Natur, und auch Konrad fühlte sich von dem wunderholden Anblick der Schöpfung so innig durchdrungen, daß er auf seine Knie sank, und mit thränenden Blicken den Himmel um Aenderung seiner traurigen Lage anflehte. Staunend hatte ein vorüberwandernder Klausner den beredenden Knaben betrachtet. — Die Morgensonne überzog sein holdes Antlitz und die langhervorwallenden Locken mit rosigem Schimmer, die fromme Andacht, welche über sein ganzes Wesen ausgebreitet lag, ließ ihm die Gestalt eines frommen Engels, so daß der gutmüthige Klausner, nachdem er den Knaben lange im Stillen bewundert hatte, sich nicht erlöben konnte, ihn anzusprechen und nähere Erkundigung über sein seltsames Erscheinen einzuziehen.

Konrad hätte sich bei seiner Flucht vorgenommen, überall zu sagen, er sei eine Waise und der harten Behandlung seines Herrn entflohen; er gab sich den Namen Willibald, und gefiel dem Klausner in seinen Antworten und Benehmen so wohl, daß ihm dieser Auf-

nahme in seiner Klausur anbot, bis sich ein anständigeres Unterkommen finden würde. Nun war ja der augenblicklichen Noth abgeholfen. Willibald trat sein neues Amt mit Freuden an, er half mit rüstiger Hand das Gärtchen des Alten bauen, zimmerte und besserte an der baufälligen Hütte, gieng mit dem Tragsacke in die nahen Dörfschaften, für den alten Vater sammeln, und kam, da niemand dem holden Knaben im Eremitenrocke leicht etwas abschlagen konnte, stets mit reichem Almosen zurück. Der Alte sah sich dadurch vieler Beichwerlichkeiten überhoben. Zum Danke unterrichtete er ihn in der damals seltenen Kunst des Lesens und Schreibens, brachte ihm einige Begriffe von der lateinischen Sprache bei, und da er bald sah, welche bewunderungswürdigen Fortschritte der Knabe in den Wissenschaften machte, so daß er in Kurzem an Geläufigkeit im Lesen und an der zierlichen Hinstellung und Verschnörkung der Buchstaben den Meister selbst übertraf, lehrte er ihm auch die Kenntniß der Kräuter und Pflanzen, und Willibald konnte in kurzer Zeit weit trüßlicher, als er selbst, die künstlichen Salben und Wasser für Kranke und Verwundete bereiten. Da der Klausner bald da, bald dort berufen wurde, um Kranken zu Hülfe zu kommen, oder durch Rath und That den Bekümmerten beizustehen, blieb Willibald entweder zu Hause, und versorgte die zuspriechenden Landleute mit dem Nöthigen, oder er gieng statt des Alten nach den Ritterburgen und Meierhöfen, und jedermann war mit seinem sitlichen Betragen und seiner Wohlredendheit so sehr zufrieden, daß bald um den alten Klausner keine Frage mehr war, sondern alles sich von dem blonden Willibald wollte heilen oder trösten lassen. Der Alte begann nun einzusehen, daß ihm sein Zögling bereits allenthalben den Rang ablaufe, er sah sein Ansehen dahinschwimmen, wie die Morgendämmerung vor dem aufgehenden Sonnenlichte, konnte sich leicht an den Fingern abzählen, daß es in die Länge mit all seinen Salbadereien ganz auf die Meige gehen müsse, und griesgramte mit sich selbst, den Jungen so tief in seine Geheimnisse und Kenntnisse eingeweiht zu haben. Unter dem Vorwande, daß es Schade wäre, in der einsamen Klausur seine Tage zu verleben, und er Kenntnisse genug besitze, sich in der Welt einen bessern Erwerb zu suchen, beschenke er ihn mit der auf einer Ritterburg erbettelten Kleidung und etwas Geld, und entließ ihn mit seinem Segen. Drei



10

Jahre
 schied
 23
 rere
 genon
 famen
 da er
 schaft
 den D
 schlep
 nert,
 Keller
 aber a
 übrige
 men,
 in der
 Lehren
 Wünd
 ner ei
 stand
 Nun
 dem
 Statt
 bald
 was
 hen,
 Kunst
 allein
 Umwi
 mähli
 teimen
 ten st
 eiter a
 liches
 mußte
 dem p
 denn
 fühlte
 mußte
 befaud
 fühlte
 mehr,
 stand
 aufwa
 Ettrau
 Gabe
 Lange
 stete Z
 ter; er
 fen au
 hend e
 bald si
 mit zä
 da me

Jahre hatte Willibald hier zugebracht, und sich dankbar von seinem Wohlthäter.

Willibald erlebte nun der Schicksale mehrerer. Er ward bei einem Ritter als Bloßbube aufgenommen; die Pferde nahmen unter seiner sorgsamten Pflege gar wacker und ansehnlich zu; da er aber mit den andern Knechten keine gemeinschaftliche Sache machte, den Hafer, statt ihn den Rossen zu gönnen, an die Koinjuden zu verschleppen, ward er bald verschwärzt und verkleinert, und endlich des Dienstes entlassen. Der Kellermeister eines Stifts nahm ihn auf, da er aber auch hier sich nicht verstehen wollte mit der übrigen Dienerschaft zu prassen und zu schleimen, und sich wohl gar vermaß, wie er ehemals in der Klausur gethan, den Uebermüthlern strenge Lehren zu geben, mußte er auch hier seinen Bündel schnüren, bis er endlich bei dem Gärtner eines reichen Grafen von Falkenburg Untersand fand, der ihn zur Gärtnerarbeit verwendete. Nun kamen ihm die Kenntnisse, welche er bei dem Eremiten erlernt hatte, gar trefflich zu Stratten; unter seiner kunstreichen Hand blühte bald der Garten in trefflicher Schönheit, alles was er unternahm, gewann herrliches Gedeihen, und der Graf selbst konnte nicht genug den Kunstfleiß des jungen Gärtners bewundern; allein auch hier war sein Fleiß der Saame des Unwissens und der Scheelsucht, welcher allmählig in dem Herzen seines Meisters aufzukümen begann. Aber in Willibalds Brust regten sich nun Gefühle ganz anderer Art. Weit öfter als der Graf selbst, besuchte dessen jugendliches Töchterlein die Gartenanlagen, und es mußte sich allemal fügen, daß sie auch mit dem jungen Gärtner zusammentraf. Da ward denn nun beiden gar sonderbar zu Muth, sie fühlten sich niemals vergnügter und wohlgenüthter, als wenn sie sich in gegenseitiger Nähe befanden. Wenn Willibald die Augen schloß, fühlte er das Erquickende des Schlafes nicht mehr, und das Bild der wunderlieblichen Dirne stand vor seinen Sinnen. Wenn der Morgen aufwachte, war sein erstes Geschäft, ihr einen Strauß zu winden, und sie fehlte nie, die holde Gabe abzuholen und den Geber anzulächeln. Lange schon hatte der lauerfame Gärtner das seltene Zusammentreffen der jungen Leute beobachtet; er hielt es für seine Pflicht, den alten Grafen aufmerksam zu machen; und als dieser späthend einst herzuwinkte und gewahrte, wie Willibald sitzgrüßlich sich tief neigend der hehren Dirne mit zärtlichen Geberden den Strauß überreichte, da meinte er wohl, daß es unmöglich sey, daß

in einem solchen Herzen Liebe gegen eine so hochgeachtete Herrin, wie das Erbfräulein war, entzünden könne, noch viel weniger, daß seine edle Tochter sich so weit vergessen könnte, diese zu erwidern, doch war es schon Verbrechen genug, daß der Bursche sich entblöder hatte, bei Ueberreichung des Blumenstraußes ihre Hand zu berühren; er wurde also unverzüglich, ohne das Fräulein mehr zu sehen, und zwar fügte es sich, gerade in der Stunde entlassen, als er sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte. Wir sind weit entfernt den Grafen von Falkenburg d. h. wegen tadeln zu wollen; jeder kluge Vater würde so gehandelt haben: doch müßten wir zu Weider Entschuldigung sagen, daß sie ihre gegenseitigen Gefühle einander nie entdeckt, ja, daß sie sie, in ihrer Unschuld, selbst nicht geahnet hatten.

Bis dahin war ihm nach dem häßlichen Wunsche seines Vaters richtig alles mißgückt, was er übernommen hatte, nun konnte er auf eine bessere Begünstigung des Schicksals hoffen; aber Willibald dachte an keine Freude des Lebens mehr, ihm war mit dem Verluste seiner Elisabeth alles genommen, was Reiz für ihn hatte, und er glaubte nimmermehr seines Lebens froh werden zu können. Düster und traurig schlich er seines Weges fort, begab sich endlich in eine Herberge, wo er sich in einen Winkel des Gartens lagerte, da er keine andere Geistesbeschäftigung wußte, als an seine geliebte Elisabeth zu denken, mehr maschinemäßig als mit Vorbedacht ein kleines Pergamentblatt aus dem Busen hervorzog, die Meißfeder zur Hand nahm, und ihren Namen zu schreiben begann, welchen er, da Liebe die Finger leitete, mit solchen lieblichen Blumengewinden und Figuren umzog, daß sich kein noch weit geübterer Zeichner der Arbeit hätte schämen dürfen. Der Zufall hatte es gewollt, daß der eben so mächtig als streitbare Landgraf von Thüringen, Friedrich mit dem Bisse, von einem Streifzuge vorüber kam, und hier an der Herberge Roste und Reiter verschnaufen ließ. Der Landgraf selbst, dessen reger Geist ihm nirgends lange Ruhe gönnte, strich sinnend in der Gegend umher, gewahrte den ganz in sich versunkenen Jungen so ein am geschäftigst, schlich leise näher, blickte ihm über die Schulter in das Pergamentblatt, und staunte nicht wenig, als er die holden und anmuthigen Gebilde gewahrte, welche Willibalds Meisterhand gleichsam lebend auf das todte Blatt hinstellte. Der Landgraf war in hoher Beschützer der Künste; er ließ sich mit dem Jungen in ein Gespräch ein, gewann ihn immer

Lieber, und trug ihm an, auf die hohe Wartburg zu folgen, wo sein Kanzler einen solchen geschickten Schreiber und Bildner gar höchlich bedürfte. Willibald, dem es gleichviel war, wohin er von dem stürmischen Schicksale verschlagen würde, nahm das Anerbieten an; er wurde von dem alten Kanzler sogleich aufgenommen, und sollte durch zierliche Abschrift einer Urkunde seine Kenntnisse darthun. Er machte sich bereitwillig an die Arbeit, war damit auch früher fertig, als man vermuthet hatte, und die Schrift war zum allgemeinen Erstaunen so herrlich gerathen, daß man sich's nicht weitersprechen hätte denken können.

Nun begann ein ganz anderes Leben für Willibald, er durfte nicht mehr als Knecht dienen, war als Künstler hochgeachtet und beliebt, hatte des guten Lebens vollauf, und würde sehr zufrieden gewesen seyn, wenn nur nicht immer das Andenken an Elisabeth seine Heiterkeit getrübt hätte. Zerstreuung allein konnte hier helfen, und er wählte sich eine Art, auf die Wenige in seinen Jahren verfallen würden. Der Kanzler besaß nemlich einen ungeheuern Schatz von Urkunden und Dokumenten, die er sich mühsam gesammelt hatte, und sorgfältig verwahrte; wenn aber der grämliche Alte schlief, oder in Geschäften abwesend war, da schlich Willibald in das geheime Gemach und studirte die Urkunden des landgräflichen Hauses so sorgsam durch, daß er bald die genauesten Kenntnisse von allen erlauchtesten Vorfahren erlangte. Damit nicht zufrieden, brachte er die hier und da zerstreuten Thaten in ein zusammenhängendes Ganze, und vollendete in dem Zeitraum von 2 Jahren eine Geschichte der landgräflichen Ahnen, wie sie nur damals der geschickteste Biograph (*) hätte verfassen können. Alles das war zierlich geschrieben und mit kunstreichen Bildern versehen. Schon lange war das Werk fertig, ohne daß Willibald eine Bestimmung damit vornahm; da fiel es einmal dem Landgrafen ein, den Wunsch zu äußern, eine Geschichte seiner Väter zu besitzen. Willibalden glühte die Wange vor Freude, er eilte flugs in sein Kammerlein, nahm das Werk aus dem Wandschrank, und überreichte es dem gebietenden Herrn zu seinem nicht geringen Erstaunen. Als aber der Landgraf die Sache näher erforschte, als er die, ihn oft besuchenden Bischöfe und Aebte darüber urtheilen ließ, und

(*) So heißt der, welcher das Leben eines Andern beschreibet.

alle einstimmig das Ganze für ein Meisterwerk erkannten, da wurde Willibald auch befragt, woher ihm denn die genaue Kenntniß aller vorkommenden Ereignisse geworden sey. Er gestand freimüthig, sie aus den eigenthümlichen Urkunden des Kanzlers genommen zu haben. Der Landgraf belobte seinen ruhmwürdigen Fleiß, und verhieß ihm nach beendigter Fehde, in welche er eben verwickelt war, seines fernern Schicksals bestens zu gedenken. Ganz anders aber verhielt sich's mit dem Kanzler selbst. Sobald der Landgraf mit seinen Ritters und Mannen abgezogen war, ließ er Willibalden zu sich berufen, ließ ihn mit harten Worten an, als einen Schelm, der ihn nicht nur durch seine Schmeicheleien um die Gunst des Landgrafen bringe, sondern schalt ihn auch einen Dieb, der nächtlicher Weile seine kostbarsten Schätze geplündert, und so sein Eigenthum und seinen Ruhm gar mächtig beeinträchtigt habe; er ließ ihm nicht undeutlich merken, daß, wenn er sich nicht mit dem angebothenenbeutel von fünfzig Goldstücken als Wegzeherung begnügen wolle, der Kanzler als Feind gegen ihn auftreten und allenthalben seinem Glücke hinderlich seyn werde. Willibald konnte nur zu gut die Arglist des mächtigen Mannes, er nahm den gebothenen Antrag an, schrieb einen Brief an den Landgrafen, daß er während der Kriegszeit seine Kenntnisse in fremden Ländern vermehren wolle, und verließ noch zur Stunde die Wartburg.

Ueber das ganze Land hatte sich die Kriegesflamme verbreitet. Willibald fühlte Muth und Kraft in sich, Schwerdt und Lanze zu führen, auch hoffte er im Kriegesgetümmel das Ende seines Kammers zu erreichen. Churfürst Walde mar von Brandenburg war ein erbitterter Feind des Landgrafen geworden, und both alle seine Kräfte auf, ihn, wo möglich, ganz zu verderben; aber auch Friedrich hatte gar viele streitbare Männer um sich, er stellte dem Mächtigen gleiche Macht entgegen, und so verheerte einer der blutigsten Kriege das Land. Willibald hatte sich bei dem Grafen Günther von Schwarzburg eingebunden, sein Muth zeichnete ihn bald aus; er bekam nach Kurzem ein Fähnlein Reuter unter sich, und leistete unter fremdem Namen, und ohne sich dem Landgrafen zu erkennen zu geben, wichtige Dienste. Da wollte das Schicksal, daß Friedrich bei seinem Feinde dem Churfürsten in gefängliche Haft geriet, und in strenger Gewahrsam hart geängstigt wurde. Unter den Tapsern, welche sich bemüht hatten, des Landgrafen Gefangennehmung zu vereiteln, war Willibald einer der

Meisterwerk
sch befragt,
ß aller vor-
Er gestand
hen Urkun-
aben. Der
gen Fleiß,
in welche
Schicksals
der verhielt
o der Land-
abgezogen
h berufen,
en Schelm,
heleien um
ndern schalt
Wile seine
sein Eigen-
beeinträch-
ich merken,
gebothenen
Begzebrung
d gegen ihn
icke hinder-
nur zu gut
nahm den
Brief an den
gezeit seine
hen wolle,
burg.
die Kriegs-
hlte Muth
zu führen,
das Ende
ürst Wal-
erbitterter
d both alle
anz zu ver-
e gar viele
dem Mäch-
o verheerte
Willibald
nther von
Muth zeich-
kurzem ein
stifete unter
Landgrafen
ienste. Da
bei seinem
he Hasi ge-
hart gänge
welche sich
fangenneh-
d einer des

Vorzüglichsten gewesen; aber auch er erlitt gleiches Schicksal, wurde fortgeschleppt, und, mit vielen Wunden bedeckt, nach einem festen Schlosse gebracht, wo er nur langsam unter der Hand eines nur halboberständigen Arztes genaß. Unverbundene Jugendkraft that hier die meiste Wirkung, auch war der Vogt, dem die Aufsicht der Gefangenen oblag, ein milder, gutmüthiger Mann, den der Arme dauerte, bei schwächlicher Gesundheit in den nassen Mauern des Gefängnisses auszuhalten; er gestattete ihm, auf sein Ehrengewort bauend, in der Gegend des Schlosses umherzuwandeln, und Willibalden war sein Wort zu heilig, sich durch schimpfliche Flucht zu entehren. Da fügte sich's einst, daß, als er, in Gedanken verloren, sich weiter wie gewöhnlich in der Waldung vertieft hatte, er erst aus seinen Träumereien erwachte, als das Nachtdunkel bereits mächtig hereingebrochen war, und ein heftiger Sturm, welcher wie Meeresbrandung durch den Forst brauste, schwarze Wetterwolken zusammengehäuft hatte, die nun ihrer Last sich in solchen rauschenden Strömen entledigten, daß es ihm nicht möglich war, an den Rückweg zu denken, sondern daß er sich in ein altes Gemäuer flüchtete, dessen bemooste Ruinen in seiner Nähe lagen. Hier beschloß er das Ende des Ungewitters abzuwarten, tappte im Finstern umher, ein bequemes Plätzchen zu finden, und lagerte sich endlich in einer Ecke hin, wo bald tiefer Schlaf seine Augen schloß. Lange wachte er hier geruht haben, als ihm beim Erwachen dünkte, ein leises Gespitz und dumpfes Gemurmel mehrerer Menschen zu vernehmen. Er horchte hoch auf, und sah bei dem Scheine einer Lampe zwölf Bewaffnete versammelt, welche ihn jedoch nicht gewahren konnten, da ein hoher Steinhaufe, hinter welchem er zufällig Platz genommen hatte, ihn vor den Augen der Versammelten verbarg; auch wagte er nicht sich zu regen, weil er nicht wissen konnte, ob er sich nicht unter Räuber befände, welche leicht über den Wehrlosen herfallen, und ihn ihrer Blutgierde opfern konnten. „Freunde,“ sprach einer der angesehensten von ihnen, „es bleibt bei unserer Verabredung, das Schicksal ist uns endlich günstig, das Nachwerk zu vollenden, und büßen zu lassen durch qualvollen Tod den hartberzigen Churfürsten, der unsere ritterlichen Rechte kränket, und uns hindern will, durch Beute auf der Heerstraße unsere Reichthümer zu vermehren. Wenn er auf der Weste einpricht, und seine Ritter und Edlen ihn umgeben, da wollen wir uns

an den feuerfarbnen Schleifen am Varet erkennen, und sobald der Augenblick günstig ist, über ihn herfallen und mit unsern scharfen Dolchen sein Lebenslichtlein verlöschen. Schwört nochmal, daß keiner weiche von dem gefaßten Vorsatze, und dann begehrt euch jeder nach eurer Heimath, sich vorzubereiten zur morgigen That.“ Noch sprachen sie mehreres über das bevorstehende Unternehmen, und verließen endlich, da das Brausen von Sturm und Regen nachgelassen hatte, die Ruinen. Auch Willibald trock nach einer guten Weile hervor, er gieng auf Nebenwegen der Weste zu, wo ihm der Vogt, freudig über seine Rückkehr, entgegen kam, und ihm bedeutete, daß Morgen der Churfürst von Brandenburg auf der Weste anlangen, und dort einige Tage verweilen werde, um das Friedensgeschäft mit dem noch immer gefangenen Landgrafen zu befördern. „Wohl,“ sprach Willibald, „nun ist es an dir, mir einen Dienst zu erweisen, den dir der Churfürst gar reichlich vergelten wird. Verschaffe mir Gelegenheit mir ihm zu sprechen, denn ich habe ein Gewerbe an ihn, das ich nur ihm allein zu entdecken vermag.“ Der Vogt meinte, daß das wohl schwer halten würde; als aber der Churfürst früh an andern Morgen anlangte, und nach den ersten vollendeten Geschäften in dem schönen Schloßgarten lustwandelte, da erwähnte der Vogt des Gefangenen, und Willibald wurde vor den Churfürsten beschieden. Waldemars Blicke verfinsterten sich mächtig, als er den tapfern Kämpen erkannte, der ihm bei manchem Streite so hart zugesetzt hatte; als aber Willibald ihm Kunde von dem gab, was er in den Ruinen vernommen, sah er ihn mit starrem Befremden an: „Wie,“ rief er, „ihr, der ihr einer meiner erbittertesten Feinde waret, ihr warnt mich vor einer drohenden Gefahr, ohne zu bedenken, daß mein Tod euerm gefangenen Landgrafen gar mächtig frommen würde?“ „Ihr irrt, erlauchter Herr,“ entgegnete Willibald, „nie wird mein gnädiger Herr Landgraf sich auf solche Art Vortheile wünschen, ja ich weiß, daß er mich noch loben wird in seinem Herzen, gegen euch nach Pflicht und Sitte gehandelt zu haben.“ — Der Churfürst schüttelte den graisen Nacken, befahl dem herbeigereuten Vogte, des Gefangenen sorgfältig zu pflegen, und gieng, ohne ein weiteres Wort des Dankes, nach dem Innern des Gebäudes zurück. Zwei Tage sriehen vorüber, ohne daß Willibald Kunde vom Churfürsten vernahm, noch selbst des Vogtes ansichtig ward: da öffnete sich plötzlich die Thür

des Gemaches, und hereintraten Ritter und Knappen, brachten ihm ein reich gesticktes Mammis sammt Federhut, Schwert und Sporen, schmückten ihn gar säuberlich, und geleiteten ihn nach dem Schlosse, wo sie vor einer hohen Pforte hielten, und ihn eintreten hießen. Da stand der Churfürst auf seinem Thron, von Rittern und Edlen umgeben; aber seitwärts waren zwölf schwarz behangene Särge mit zertrümmerten Wappenchildern, und auf jedem lag ein Barett mit feuerfarbner Schleife geziert. Freundlich kam der Churfürst dem Betroffenen entgegen, drückte dessen Hand an sein Herz und sprach: „Habe Dank, du Lebensretter mein, hoch will ich dir vergelten, was du Gutes an mir gethan. Zwölf Bösewichter, welche mir nach dem Leben strebten, haben mit dem Tode gebüßt durch Henkershand, denn nicht fürder durfte die Erde solche Ungeheuer tragen, die sich aufsehnen konnten gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt. Du aber, der du lange schon verdient hättest die ritterliche Würde zu tragen, empfang sie nun aus meiner Hand. Willibald von Edelstein sollst du heißen für die Zukunft, und belehnt sollst du seyn von mir mit so viel stattlichen Burgen in meinem Lande, als du mich von Verräthern befreit hast. Damit du aber siehst, wie hoch ich schätze deine That, so magst du überdieß noch eine freie Bitte haben nach dem Wunsch deines Herzens, und sie sey dir gewährt im Voraus bei meinem churfürstlichen Worte.“ Da besann sich Willibald nicht lange, er ließ sich die Geschlechter der geräderten Rebellen nennen, und erfuhr, daß jeder einen Sohn, Bruder oder Eidam hinterlassen habe, welche nun mit dem Fluche des Fürsten belegt, arm und hilflos im Elende schmachten müßten. Da leistete er Verzicht auf seine geschenkten Rittertische, und bat den Fürsten, die Schuldlosen nicht mit den Schuldigen leiden zu lassen, sondern sie vielmehr mit diesen neuen ihm geschenkten Gütern zu belehnen. Da drückte sich der Churfürst eine Thräne aus den Augen, und sprach: „Habe Dank, du wackerer Geselle, du lausst meiner Gutmüthigkeit zu Hülfe, ohne daß ich mein fürstliches Wort brechen darf; denn als ich die Rebellen ergreifen ließ, schwur ich, in Wuth entbrannt, ihre Angehörigen ihrer Güter zu berauben, und durfte diesen Schwur nicht mehr brechen, so sehr es mich auch reute; so aber mögen sie nun aus deiner Hand das neue Eigenthum nehmen, und du verdienst drob, deines hohen gar adelichen Sinnes wegen, noch mehr als Ritter zu seyn. Ich belehne dich mit einer,

mir durch den Friedensschluß mit Friedrich in der Niederlausitz anheim gefallenen Grafschaft, und erhebe dich, du hochedler Mann! mit Vorbehalt des reichsoberhauptlichen Konsenses, zur Würde eines Grafen von Edelstein; und nun, du wackerer Degen, gelobe mir dafür dauernde Freundschaft.“

Als die ihrer Güter beraubten jungen Ritter die neue Belehnung erhielten, da hüten sie, ihren Wohlthäter Willibald ein Jahr lang begleiten zu dürfen, wohin er zöge, um ihm Freundschaft und Ehrerbietung vor den Augen der Welt zu beweisen. Reichlich geschmückt verließ der stattliche Zug das Hoflager des Churfürsten. Der junge Graf von Edelstein nahm seinen Weg nach der Wartburg, wo Landgraf Friedrich eben ein Freudenturnier zur Festlichkeit der erlangten Freiheit ausgeschrieben hatte. Alles staunte, als der stattliche Zug der jungen Ritter sich nahte; aber Willibald hatte sogleich unter den Anwesenden das zarte Erbfräulein Elisabeth von Falkenburg erkannt. Gar mächtig schlug ihr sein Herz unterm Panzer entgegen; er senkte sich, für sie eine Lanze zu brechen, und war so glücklich, den Preis aus ihrer Hand zu erringen. — Wie er den Helm abnahm und sich vor ihr auf die Knie senkte, umzog flammende Röthe die Wangen der Dirne. Als aber der Landgraf selbst seinen geübten Schreiber und tapfern Kämpfer in seiner Person erkannte, und näher unterrichtet ward von dem Hergang der Sache, da drückte er den wackeren Mann freudig an sein Herz, und bald darauf gab auch der alte Falkenburg seine Einwilligung, den stattlichen und reichen Grafen Edelstein zum Eidam anzunehmen.

Nun sandte Willibald Euboten nach dem Orte seiner Geburt, und eben als das edle Brautpaar aus der Kapelle kam im festlichen Gepränge, da trat ein alter Landmann mit seinem Weibe und fünf rüstigen Söhnen herbei, welche man hieher zu kommen genöthigt hatte, ohne daß sie wußten warum? Aber Willibald hinderte seine Grafenwürde nicht, er drückte die vor Freude beinahe erstarrten Eltern an sein Herz — sie mußten Platz nehmen neben ihm an der Tafel der Edlen, welcher auch der Landgraf selbst beiwohnte; und eben als man sich alle Begebenheiten erzählt hatte, meldete sich ein alter Minnesänger, in dem Vater Martin sogleich den Vatheben seines Sohnes erkannte. Dieser schritt zu dem jungen Bräutigam, und küßte ihn dreimal auf die Stirne. „Meine Vathebgaben,“ sprach er, „gingen in Erfüllung,

... mit Friedrich in
... gefallenen Grafschaft,
... edler Mann! mit Vor
... willigen Konsens, zur
... Edelstein; und nun
... de mir dafür dauernde

... raubten jungen Ritter
... rieten, da waren sie
... bald ein Jahr lang
... er jöge, um ihm
... dichtung vor den Augen
... reichlich geschmückt den
... Hoflager des Chors
... von Edelstein wohn
... Sarrburg, wo Landgraf
... denden Turnier zur Fest
... Freiheit aufgeschrieben
... der stättliche Zug der
... te; aber Willibald
... Anwesenden das zarte
... von Falkenburg erkannt.
... in Herz antern Pange
... für sie eine Lanze zu
... äcklich, den Preis auf
... - Wie er den Preis
... auf die Knie senkte,
... die Wangen der Dorn,
... selbst seinen geübten
... kämpfen in seiner Person
... errichtet ward von dem
... wachte er den wachen
... feig, und bald darauf
... enburg seine Einwilligung
... reichen Grafen Edel
... nehmen.

... Id Euboten nach dem
... ad eben als das ede
... esse kam im festlichen
... alter Landmann mit
... rüstigen Söhnen herbei
... mmen genüthigt hatte,
... um? Aber Willibald
... do nicht, er drückte die
... rrenden Eiern an sein
... ah nehmen neben ihm
... welcher auch der Land
... und eben als man sich
... le hatte, meldete sich
... dem Vater Martin
... nes Sohnes erkannt,
... ngen Brautigam, und
... die Stimme. „Nein
... gingen in Erfüllung



E

und nur aus dem Einen, wenn es auch noch so übel schien, konnte das Andere ersiegen, darum lernet einsehen, daß oft der Schein trügt, und selbst das, was uns das größte Unglück zu sein dünkt, der mütterlichen Erde gleicher, aus welcher der Same des Guten emporkeimt." Nach diesen Worten löste sich die Gestalt des Mien in leichten Schimmer auf, der wie Morgennebel verschwand.

Die verschwiegene Nachbarin.

Wenn der Eine den Topf verbricht und der Andere den Deckel, so können sich beide einander nicht vorwerfen, sagt das Sprichwort. Obwählgelüßete es einer Frau nach einer Hand, denn wer weiß nicht, daß es die Weiber in gewissen Umständen noch allerlei gelüßten kann. Die übrigen waren schon alle zu Strasburg in der Kost, wo man sich, wie es weltbekannt ist, auf die Gänzeziehung ganz vortreflich versteht, aber die Nachbarin war noch damit versehen. Sie paßt also an einem Sonntag die Zeit ab, wo Alles in der Kirche ist, und stugt macht sie sich hinüber in des Nachbarn Hof, dessen Thür, nur lässlich verschlossen, ihr kein großes Hinderniß in den Weg legt. Hier hält sie Gänzejagd, packt der fettesten eine, und eilt mit ihrer Beute in ihr Haus zurück. Da sie auch da ungesehen und allein war, hätte sie ihre Gans ruhig in der Küche rupfen können, wo sie sie gemeinlich hat, das böse Gewissen treibt sie aber auf den Kornspeicher, ihr Beschäft um so ungestörter zu verrichten. Während sie behend die Gans ihres Winterkleides entledigt, kommt etwas die Speisestreppe hinauf geschlichen. Wer war das? Niemand anders als der Nachbar, dem sie die Gans weggeputzt hat. Die Bäurin verfrücht sich ohne Geräusch, mit klopfenden Herzen in einen finstern Winkel, während sie sich verrathen, und der Besuch gelte ihr. Der Nachbar, der aber nichts vom Gänzeraub wußte, war in andern Angelegenheiten gekommen: er hätte gerne mahlen lassen, dazu braucht man Weizen oder Roggen, und sein Speicher war leer; daher hatte er beschlossen beim Nachbar ein heimliches Zwangsanziehen zu machen; dies hätte er der Revolution abgelernt, welche zuerst die empvants forcés erfunden hat, mit dem Unterschied daß sie es nicht heimlich trieb. Der Nachbar lauscht umher, und nichts gewahrend, fällt er seinen drei sich habenden Sohl an, und die Bäurin läßt ihn ruhig und unbedrückt damit fortgehen. Die Sache wäre dem hinkenden

Boten nie zu Ohren gekommen, wenn die Bäurin es nicht einmal, unter Aufsichtung eines ewigen Stillschweigers, einer guten Freundin anvertraut hätte, wie sie einmal eine Hand gegen ein Viertel Weizen eingetauscht habe.

Der Leibaffe.

Der berühmte Voltaire, zur Zeit als er der Lieblich und ungetreulich Gefährte Friedrichs II, König von Preußen war, saß einst bei der Tafel, und war mit dem König im tiefsten Gespräch begriffen, als ein Page, Namens Seidlitz, der eine Patre servierte, Hrn. von Voltaire unvorsichtiger Weise mit dem Elendogen so stark an seine große Wangenperrücke stieß, daß dieser in eine Paternostre eingebüllt wurde. Die Anwesenden konnten sich des Lachens nicht erwehren, und Friedrich selbst sagte lächelnd: „Hr. Voltaire wird schon bei lebendigem Leib unter die Götter versetzt.“ Voltaire'n aber, der immer so gerne auf Kosten Anderer lachte, warnte es gar sehr, hier selbst der Gegenstand des Gelächers zu sein; er schimpfte und tobte wie ein Unsumiger gegen den jungen Edelknaben, der die zufällige Ursache dieses Spases gewesen war. In seinem Zorn entfuhren ihm die harten Worte: „Niemand ist größer und ungeschliffener als ein Pommer!“ denn Seidlitz war aus Pommern. Der Page, aus Ehrfurcht vor dem König, mußte schweigen und den Schimpf einstecken; er postete aber die Gelegenheit ob sich zu rächen. Sie ergab sich bald. Der König machte eine Reise nach Stettin, und Voltaire reisete mit, ganz allein in einer Kalesche. Seidlitz ritt voraus um Alles unterwegs bereit zu halten. Im ersten pommerschen Orte, wo der König absteigen sollte um das Mittagmahl zu halten, ließ Seidlitz die Gemeinde zusammensetzen, trat mit majestätischer Miene in ihre Mitte, und sagte ihnen Folgendes: „Liebe Leute, der König wird heute hier ankommen; er sitzt im ersten Wagen; ich brauche Euch nicht anzubefehlen wie Ihr euch gegen Ihn zu verhalten habet: Ihr seid Pommern und liebet ewern großen König. Im zweiten Wagen sitzt sein Leibaffe, ein gar sonderbares seltenes Thier, worauf der König große Stücke hält, weil es ihn oft durch seine wunderliche Gedärden erzoget. Diesen Affen, das befehle ich Euch hoch an, müßet Ihr gut bewahren, daß er nicht entläuft; Ihr müßet ihn gar nicht zum Wagen herauslassen, er mag sich noch so schlimm dabei gedärden; denn, wäre er einmal im Freien, wüßte ich

er über alle Berge, Ihr könntet ihn nicht mehr einfangen. Bedenket aber welchen Verdruß der König über den Verlust seines Leibaffen empfinden würde, der ganze Ort müßte es empfangen. Wirket also wohl auf, daß ihr eure Sache gut machet, und, ich wiederhole es, laßt Euch von den Gedärden des Thiers nicht irre machen: es hat etwas Aehnliches mit dem Menschen, man hat ihm hübsche Kleider angezogen; es wird toben und rasen, allerlei Worte heraussprudeln, wovon Ihr aber nichts verstehen werdet, denn es ist nur ein unverständliches Affenzwitsch.“ — „Gnädiger Herr, seien Sie unbesorgt, tiefen Alle, wir werden der Bestie das Zerspringen schon wehren, und wenn der Affe gar zu arg tobet, klopfen wir ihm auf die Lagen.“ — „Recht so! nur beleiße thut ihm nichts zu leiden, das würde sonst den König gegen Euch gar sehr aufbringen.“

Das ganze Dorf stand nun in Bereitschaft den König zu empfangen, und besonders den seitenn Affen zu sehen.

Der Wagen des Königs fuhr an, der Ortsvorstand empfing Sr. Maj., Friedrich stieg ab und begab sich in das für ihn zubereitete Haus; bald auch kam der zweite Wagen angefahren. Aller Augen waren darauf gerichtet, das Wunderthier zu sehen, und Voltaire mit dem böhern Gesicht, dem breiten Munde und der ungeheuern Perrücke, stellte dem lachenden Bauernschwamm, der so etwas noch nie gesehen hatte, eine so abenrührliche Gestalt dar, daß sie keinen Augenblick an der Angabe Seidlitzens zweifeln. Wie der Wagen still hielt, wollte Voltaire den Schlag aufmachen und aussteigen; da drang Alles herzu, ihn daran zu hindern. Voltaire kann gar nicht begreifen was man mit ihm vorhat, er schießt drohend die Hand aus, die Bauern aber schlagen mit Gerten darnach. Voltaire geräth in Zorn und ein ganzer Strom französischer Schimpfworte entfährt seinen Lippen: dieß schreit den Bauern so posierlich, daß darüber allgemeines Gelächter entsteht. Darüber wird Voltaire noch rasender und tobet ganz gewaltig in seiner Kalesche. Mittlerweile hatte der Schullehrer eine alte Naturgeschichte dabei geholt, die er befaß; er schlägt die Affen auf, findet aber keinen der dem hier lebendig vorhandenen ähnlich sey: überall vermisst man die langen Haarlocken, die bis auf die Schultern herab hängen.

Indessen hatte das Gelärm auf der Straße den König aus Fenster gezogen: Friedrich sieht den Anlauf, und die umringte Kalesche wolt

taired, er eilt hinab Erkundigungen einzuziehen. Wie ihn Voltaire erblickte, rief er ihm zu: „Eure, zu Huise, ich bin des Todes! Bald erklärte sich der ganze Handel. Der König ließ den Seidlitz rufen; dieser verantwortete sich mit folgenden Worten: Ewr. Maj. haben letztbin die Kennerung des Hrn. von Voltaire gehört; es müßte kein Funken Patriotismus in meinen Adern sprühen, w an ich einen so unglücklichen, einem ganzen dem König treu ergebenen Volke wie die Pommern sind geltenden Schimpf ungeschändet gelassen hätte. Friedrich, ein Liebhaber von witzigen Streichen, ließ sich's jedoch nicht merken; mit Ernst fragte er Hrn. von Voltaire welche Genugthuung er von Seidlitzem verlange; daß er bei allen Teufeln wäre! erwidert Voltaire. — Da will ich ihn auch hin'schicken, und er sand seinen Page Seidlitz als Unterleutnant unter die schwarzen Husaren. Seidlitz stieg bis zum General, und hat sich im siebenjährigen Kriege sehr ausgezeichnet.

Der gutmüthige Accisebeamte.

Zwei Accisebeamte von Lütlich, durch ihre Angeber unterrichtet, daß ein gemeiner Ackermann aus einer Gemeinde ihres Kantons, um die Abgaben nicht zu entrichten, ohne vorherige Anzeige ein junges Kalb geschlachtet habe, begaben sich, vom Maire des Orts begleitet, in die Wohnung des Beschuldigten, um daselbst eine Untersuchung anzustellen und den Frevel zu bestätigen. Der Bauer, der ganz ernsthaft beschäftigt war sein Kind zu wiegen als sich diese Herren bei ihm einfanden, läugnete sogleich das Verbrechen. Von den Beamten aufgefordert sie bei der Hausuntersuchung zu begleiten, gab er vor, daß es ihm unmöglich sey seinen Boden zu verlassen, der auf dem Punkte liebe einzuschlafen, und den er in Abwesenheit seiner Frau wiegen müße. Einer von diesen Beamten, ein sehr dienstfertiger Mensch, erbot sich die Verrichtung des Papa's zu übernehmen. Der Bauer trat ihm seine Stelle an der Wiege ab, begleitete die andern Herren bei ihrer Untersuchung, die fruchtlos abließ, und bei seiner Juridiktionsfrage er ganz treubertzig den gelüßigen Beamten, ob der Kleine schon artig gewesen sey; auf die begehende Antwort von diesem, dankte er ihm und sang wieder an zu wiegen. Der dienstfertige Beamte, der keine Arglist vermaßete, glaubte schlechterdings er habe ein Kind gewiegt. . . Aber es war nichts anders als ein Kalbviertel, Beweis der Uebertre-

tung, dem Der pfingst den zu un geschlachtet den Haus und hatte und entse Viertel in d

Im Baier seinem den seines Vater Gut, das se ten. Unser F reichnete sich brachte sein bin, wo er Komber spiel eine ziemlich aber nach w ihm nachlassig, wie ein geliebt hat, nicht mehr a geworden, u alles erinnern als die Besu peln, und n liere nicht dol die am Maie nten Traube g wurden denn in Rheinwein trunken. Die jährtlichen Da er nicht wurd Ausstattung Nach und der Traube g alles anschrei hindurch von verdient, war soll übersehen. Lust mehr att einer Bedan Neigung sich er nun ein ad müßten alle Worte zwanzig zusammengefaßt Edelente, die hat mit ande

tung, dem er so gefällige Dienste geleistet hatte. Der pfffige Bauer der wirklich, um die Abgaben zu umgeben, sein Kalb heimlicher Weise geschlachtet hatte, war von der ihm bevorstehenden Hausuntersuchung benachrichtigt worden, und hatte, nachdem er seine Frau und sein Kind entfernt, das ihm übrig gebliebene Kalbviertel in die Wiege gelegt.

Der erste April.

Im Baierschen wohnte ein Landedelmann auf seinem den Gläubigern gehörigen Dorfe. Nach seines Vaters Absterben bezog er das ererbte Gut, das schon ansehnliche Hypotheken belasteten. Unser Mann, der kein Stadtwirth gewesen, zeichnete sich auch eben nicht als Landwirth aus, brachte seine meiste Zeit in der Nachbarschaft hin, wo er Besuche abstattete, und seine Partie Lomber spielte. Vor der Hand half ihm noch eine ziemlich bemittelte Frau wieder auf, die aber nach wenigen Jahren, eine einzige Tochter ihm nachlassend, starb. Er grämte sich aufrichtig, wie ein Ehemann, der treu und zärtlich geliebt hat. Er konnte es auf dem Gute fast nicht mehr aushalten, es war ihm so einsam geworden, überall fehlte ihm die brave Gattin, alles erinnerte ihn an sie. Was blieb ihm übrig, als die Besuche in der Nachbarschaft zu verdoppeln, und waren die umher wohnenden Cavaliere nicht daheim, so ritt er in eine nahe Stadt, die am Markte ein Wirthshaus hatte, zur goldnen Traube genannt. In dieser goldnen Traube wurden denn gar viele Nachmittage verlebt, und in Rheinwein oder Champagner der Gram vertrunken. Die Tochter wuchs heran, und dem zärtlichen Vater that es in der Seele weh, daß er nicht würde im Stande seyn, ihr eine gute Ausstattang zu geben.

Nach und nach stieg aber die Rechnung in der Traube gar hoch, und der Edelmann ließ alles anschreiben. Der Wirth hatte lange Jahre hindurch von den Edelleuten der Gegend tüchtig verdient, war reich, konnte einen etwaigen Ausfall übersehen. Endlich aber hatte er doch keine Lust mehr anzuschreiben. Dagegen stieg ihm ein eitel Gedanke auf. Er war Wittver, hatte Neigung sich anderseitig zu verheirathen. Wenn er nun ein adeliches Fräulein heimführte, wie mußten alle Einwohner im Städtchen, alle Wirthe zwanzig Meilen in der Runde, die Köpfe zusammenstecken, und ihn beneiden. Wie alle Edelleute, die fortan seinen Gasthof besuchten, ihn mit andern Augen ansehen. Wozu hatte

er denn große Summen erspart, wenn er nicht endlich damit etwas zu erringen suchte, das nicht Jeder errang. Es war ja noch nicht aller Tage Abend, wenn er noch einige Jahre sein Geldhäuflein mehrte, konnte er sich zur Ruhe setzen, und selbst für sich, gegen die Gebühr, ein Bon suchen.

So dachte der Traubenwirth, und äußerte seinem beinah täglichen Gast, was er dachte. Im Anfang erschrock der Edelmann heftig. Er sollte in ein so heilloses Mißbündniß willigen, einem Gastwirth das edelbürtige Tochterlein geben, die selige Frau mußte sich ja im Grabe umwenden. Allein der Mann in der Traube stellte vor, daß in solchem Fall die ganze Rechnung quittirt seyn, und künftig für den Herrn Schwiegervater täglich eine Flasche dastehen sollte; wo nicht, so here der weitere Kredit auf, und die alte Schuld werde einem Advokaten zum Ausklagen übergeben werden.

Nun forderte der Edelmann Bedenkzeit, und nützte sie auch wirklich zum Bedenken. Wer weiß, überlegte er, ob so die Tochter auch einen Mann bekommt, wie ich ihn ihr wünsche. Der Traubenwirth ist doch reich; wohl oft schon heiratheten Mädchen von Stande Bürgerliche, die Geld hatten, und besanden sich gut dabei. Freilich würde man mich bereden, mich tadeln, mir Jüngern auf mich zeigen. Das wäre bitter, der aufgesagte Kredit in der Traube wäre es aber auch, und die Klage noch mehr, wie sollte ich die Befriedigung möglich machen. Und entbehrt man das täglich gewohnte Glas Wein, so empfindet es der ganze Körper, das Schreien der Leute hört man nicht, weil es doch nur hinter dem Rücken geschieht.

Demnach erklärte er dem Traubenwirth vorläufig: bis jetzt sey Philippinchen wirklich noch zu jung zum Heirathen, in Jahr und Tage ließe sich erst davon reden. Abgeneigt sey er von den gehegten Absichten des Traubenwirths nicht, verlange aber noch so lange Aufschub, und, wie es sich von selbst verstände, Einhalt der Klage und fortlaufenden Kredit. Das ließ der Wirth sich gefallen, und nahm es wie ein bestimmtes Jawort auf.

Nun hatte sich aber seit einigen Jahren ein junger Cavalier in der Nähe angesiedelt, ein Herr von L^{***}. Seine Umstände waren gut. Er besuchte zuweilen unsern Landritter, wo denn ein Spielchen gemacht wurde. Herr von L^{***} hatte aber stets mehr Glück, und gewann diesem das Geld ab, was ihn gegen den neuen Nachbar einnahm. Es herrschte auch in der Ge-

gend die Gewohnheit, am ersten April zu versuchen, wer den andern foppen könne. Der Aeltere hatte es Jenem zuerst anthun wollen, aber seine Absicht verfehlt. Dagegen schickte ihn Herr von L*** das nächste Jahr zwei Meilen weit in den April, was ihn gewaltig verdross. Im folgenden Jahre sagte er zu dem Nachbar: Ich wette um hundert Thaler, es gelingt ihnen diesmal nicht. Man nahm die Wette an. Am ersten April empfing der Alte einen Brief aus der Stadt vom Traubenwirth, der ihm schrieb: eine plötzliche Krankheit habe ihn dem Tode nahe gebracht. Er möchte zu ihm eilen, des letzten Willens halber.

Schnell wurde angespannt, in die Stadt gefahren; der Traubenwirth war frisch und gesund, L*** hatte den Brief geschmiedet.

Die hundert Thaler mußten geschafft werden, und je saurer dieß dem Alten ankam, je mehr Haß warf er auf den jungen Nachbar. Er betrug sich mit Absicht unfreundlich gegen ihn, damit er nie wieder zu ihm kommen sollte. Dieß geschah demungeachtet, und nunmehr häufiger als je. Denn Herr von L*** hatte Philippinchen immer schön gefunden, und als sie nun ihre Mannbarkeit erreichte, offenbarte er eine ernstlich feste Neigung. Auch hielt er bald förmlich um sie an.

Der Vater hätte das wie einen vortheilhaften Antrag betrachten können, würde unter andern Umständen sich auch keinen Augenblick besonnen haben. Nun aber war ihm Herr von L***, der ihm so oft das Geld abgewonnen, und ihn zum Aprilnarren gebraucht hatte, sehr verhaßt, ihn wollte er nicht zum Eidam. Ferner wollte er ihm auch nicht die Zerrüttung seiner Glücksumstände kund geben. Vermuthlich wußte L*** sie nicht in ihrem ganzen Umfang. Und wie sollte er mit dem Traubenwirth auseinander kommen, wo Alles so fest hieng. Ohne Zweifel klagte dieser sogleich, und wo blieb die freie Zeche in der Folge. Nein, es mußte schon beim alten Vorsatz sein Verenden haben.

Der Freier empfing also eine abschlägliche Antwort. Seine Beharrlichkeit ließ sich nicht irre machen. Philippinchen unterstützte die Wünsche des Liebenden, doch umsonst.

Während dessen näherte ein abermaliger erster April. Herr von L*** erschien einige Tage zuvor, und sagte: Ich komme, ihnen einen Vorschlag zu thun. Ich wette um zwei tausend Thaler, daß ich sie abermal in den April schicke. Setzen sie Philippinchen dagegen.

Der Edelmann überlegte: Zweitausend Tha-

ler, eine schöne runde Summe. Ich werde mich ja wohl in Acht nehmen können. Ich gehe vierundzwanzig Stunden nicht von meiner Stube, lasse in dieser Zeit Niemanden auf meinen Hof. Wer will mich da in den April schicken? Nach vierundzwanzig Stunden ist das Geld mein, womit ich schon ein Loch stopfen kann.

Er willigte also ein. Es wurde ein schriftlicher Vertrag aufgesetzt. Nach ihm mußte der Edelmann sich wenigstens zwanzig Schritte von seinem Hause in vereiteter Absicht, und auf L***s Anstiften, entfernt haben, wenn die Aprilnarrenschaft als gültig anerkannt seyn sollte. Geschah das nicht, so mußte der Herausforderer sogleich die zwei tausend Thaler bezahlen. Im andern Falle aber gehörte ihm die Tochter, er konnte sie heirathen.

Am ersten April berief der Alte schon Morgens um Eins, seine Tochter, Kornschreiber und Gesinde. Arbeiten sollt ihr heute nicht, sagte er den letztern, nur essen und trinken, darneben mir wachen helfen. Verlier ich meine Wette nicht, so gibts auch noch ein Geschenk. Das Hofthor wird verschlossen, der Schlüssel mir gebracht. Unter keiner Bedingung, komm auch wer da wollte, wird heute das Thor geöffnet. Zwei Knechte treten daran hin, und wie sich Jemand drüben meldet, sagen sie: es thäre mir leid, aber in vierundzwanzig Stunden kann Niemand Eingang finden. Sogar kein Brief wird angenommen. Die übrigen Knechte parouilliren im Hof, sehen daß Niemand über die Mauer steigt. Geschieht es, so wird ihm der Rückweg ohne Umstände mit Knütteln gezeigt. Wie der Tag anbricht, steigt der Kornschreiber auf den Hausboden, und sieht in die Ferne, was im Dorfe und auf der Landstraße vorgeht. Ich selbst will in vierundzwanzig Stunden mein Zimmer nicht verlassen, der Kornschreiber soll mich einschließen, und auch, wenn ichs verlangte, nicht öffnen. Et was kalte Küche gebt mir herein, aber nichts zu trinken dabei als Wasser. Den einen Tag muß ich es schon aushalten, damit der Verstand nur ja zu Hause bleibt.

Da wird ihnen die Zeit aber gewaltig lang werden, lieber Vater, sagt Philippinchen. Wenn schon, vierundzwanzig Stunden sind keine Ewigkeit, hieß die Antwort. Sie konnten wenigstens etwas zum Zeitvertreib lesen, sieng Jene wieder an. — Das ist meine Sache nicht, versetzte der Vater, die neuesten Zeitungen sah ich gestern in der Stadt durch. — Da ist ja das Kästchen mit den alten Familiennachrichten, sagte die Tochter abermal.

Mun
vief de
offen g
von n
Grän
les ich
nur be
Alle
sten, d
sich der
legt, i
können
Das
Schloß
mit den
zusamm
nager
Kauf=
Berme
wurde
dabei ei
mann v
zufahre
Wie
Kornsch
Reuter
nute na
Bedient
Mag
gelaßen
Dorfe
an. Nig
nichts.
Und
Dorf sel
Nein, r
Eine
ans Hof
ihn. Ich
nehmer
Herr ha
Dieser
dießmal
Geld für
kann nun
Nach
auch Her
Hause.
„Aha
lon war
Tag ist
man doch
Der E
und stört

werde mich
habe vier-
ar Stube,
neinen Hof-
ken? Nach
Geld mein,
.

ein schrif-
musste der
Schritte
Absicht,
rnt haben,
anerkannt
musste der
end Thaler
orte ihm die

chon Mora-
reiber und
t, sagte er
darneben
Bette nicht,
as Hofthor
gebracht.

ch wer da
net. Zwei
ch Jemand
mir leid,
Niemand
wird ange-
kliren im
auer steigt,
weg ohne
ie der Tag
den Haus-
inr Dorfe
selbst will
immer nicht
inschließen,
öffnen. Et-
er nichts zu
Tag muß
erstand mir

waltig lang
hen. Wenn
eins Ewig
wenigstens
ene wieder
verfehrt der
y gestern in
fischen mit
die Tochter

Nun die könnte ich wohl einmal vornehmen, rief der Edelmann. Zehn Jahre ist es nicht offen gewesen, ob ich gleich den Schlüssel nie von mir ließ. Ich wollte immer wegen der Gränzberichtigung nachsehen, aber Geschriebenes les' ich noch weniger gern, als Gedrucktes. Doch nur her damit.

Alles verfügte sich nach den zugetheilten Posten, der Alte blieb in seiner Stube. Er hatte sich den Abend zuvor um sechs Uhr schlafen gelegt, um von ein Uhr an munter bleiben zu können.

Das Kästchen wurde nun vorgenommen. Das Schloß war so verrostet, daß es Mühe galt, es mit dem Schlüssel zu öffnen. Da lag ein alter, zusammengeschlagener, von Wärmern halb zerwagter Stammbaum, alte Familienprozeß-, Kauf- und Heirathscontracte, eine bestäubte Vermessungskarte des Gutes, und derglei. Es wurde gekramt, hie und da gelesen, auch wohl dabei eingemickt. Erwachend trieb sich der Edelmann wieder an, der Munterkeit willen, fortzufahren.

Wie der Tag angebrochen war, meldet der Kornschreiber vom Boden: es sprenghen einige Reuter aus dem Wald ins Dorf. — Eine Minute nachher: es sey Herr von L^{***} mit seinem Bedienten.

Mag er, sagte der Alte, Niemand wird eingelassen. Eine Stunde darauf schrie es im Dorfe Feuer. Die Knechte am Thor sagten es an. Lüge, rief der Kornschreiber oben, es brennt nichts.

Und wäre es sogar, möchten die Leute im Dorf selbst löschen, merkte der Edelmann an. — Nein, nein es ist kein Feuer.

Eine Stunde später blies ein Postillon, kam ans Hofthor, begehrte Einlaß. Man verwagete ihn. Ich komme als Escafette vom Lottereeinnehmer aus der nächsten Stadt, sagte er, der Herr hat einen großen Gewinn.

Dieser sah zum Fenster hinaus. Ich habe diesmal nicht gefehlt, Herr von L^{***} hat sein Geld für den Postillon umsonst ausgegeben. Er kann nur wieder zurück reiten.

Nach einiger Zeit rief der Wächter oben: auch Herr von L^{***} reitet langsam wieder noch Hauße.

„Alha, will nichts gelingen. Mit dem Postillon wars der letzte Fehlschuß. Nun, der halbe Tag ist schon vorüber, die zwölf Stunden wird man doch auch noch auf seiner Hut stehn.“

Der Edelmann genoss ein wenig kalte Speise, und störte dann wieder in seinen Papieren. Da

fiel ein gestogelter, an ihn gerichteter Brief, aus alten Rechnungen. Ei, nach der Hand, von meiner seligen Mutter. Richtig, schon zwanzig Jahre alt, die Dinte beinahe gelb geworden.

Vor zwanzig Jahren stand er als Offizier am Rhein, und während dessen starb die Mutter. Was hatte sie denn noch gewollt, weshalb den Brief in die Urkunden versteckt? Er las:

„Mein lieber Sohn! weil du ein so schlechter Birth bist, habe ich gerhan, als ob ich weniger Vermögen hätte. Doch sind noch 10,000 Thaler von dem Erbe meiner Tante da, die ich im Brauhause vergraben habe, weil sich, bei meinem nahen Ende, nicht gleich eine Gelegenheit fand, sie gut unterzubringen. In der Ecke, links von der Thüre, drei Fuß tief, wirst du sie finden. Mauersteine warf ich darüber. Lebe wohl u. s. w.“

Des Edelmanns Pulse begannen ein fröhlich hüpfendes Spiel. Es ward ihm schon neulich vor den Augen, 10,000 Thaler, wie könnten die seinen Umständen aufhelfen. Wenn man von einem Theil derselben dringende Gläubiger befriedigte, einen andern verwandte, allerhand nöthiges Ackerbaugeräth und Vieh zu kaufen, und noch einen zurückbehielt für den Gott Bacchus, wie trefflich! O die gute Mutter! Ihre Schriftzüge wurden geküßt.

„Ei zum Henker — ja ein großes Glück, daß ich über den Kasten gerathe. Dem ersten April habe ich es zu danken. Das schöne Kapital hat so lange todt gelegen, und ich verzinsfe aufgenommene Summen. Wenn es aber nur auch noch an der Stelle liegt. Zwanzig Jahre — das kann längst Jemand entdeckt und weggenommen haben. Aber gebaut ist in dem Brauhause seitdem nicht worden. Auch die alten Mauersteine liegen noch in der Ecke. Ich möchte vor Ungebuld und Neugier plagen, muß nachsehen, den Augenblick.“

Er rief den Kornschreiber, gebot ihm die Thüre zu öffnen. Gnädiger Herr, sagte dieser, Sie haben ausdrücklich befohlen, es heute nicht zu thun, auch wenn sie es verlangten. Denken sie nicht mehr an den ersten April?

D, rief der Alte, ich bin nur hinein gegangen, da es auf Veranlassung des Nachbarn geschah; jetzt treibt mich eine andere, höchst wichtige, die mit unsrer Wette nichts zu thun hat. L^{***} soll mich nicht berücken, dagegen bleib ich bis Mitternacht auf meiner Hut. — Man könnte nicht wissen, entgegnete der Kornschreiber besorgt, man könnte nicht wissen — genug ich halte mich an den Befehl und mache nicht auf.

Der einfältige Narr will klüger seyn als ich, rief Fener und sprang — das Zimmer lag auf der Erde — zum Fenster hinaus. Schnell holte er einen Spaten vom Garten, eilte ins Brauhaus, und schloß sich dort ein. O Himmel, wenn ich die 10.000 Thaler noch fände! Die 2000 von L^{***} dazu, ich wäre ein gemachter Mann. Unter diesen Gedanken wurden die Steine weggeräumt, und mit Hertzklöpfen und Keuschen gieng es an ein Graben. Schwer fiel die ungewohnte Arbeit, die Hoffnung aber erhöhte jede Kraft. Doch war der Boden auf drei Schuhe Tiefe umsonst durchwühlt. Vielleicht senkte eigene Schwere das Geld tiefer. Der Alte grub fort, eine Stunde, und wieder eine, doch immer umsonst. O die unvorsichtige Mutter! Den Schatz hat ein Dritter gefunden. Ich unglücklicher Mann!

Er konnte nicht weiter, beschloß aber doch am nächsten Morgen alle Knechte noch graben zu lassen.

Schweißtriefend kam er nach dem Wohnhause zurück. Der Kornschreiber sah es vom Boden. Gesähd wieder hinein, sagte er, ich habe die Thür geöffnet. Ich glaube, Herr von L^{***} ist doch wieder ins Dorf gekommen, ich möchte schwören, er steht auf unserm Kirchthurn. Doch jetzt sehe ich wieder nichts.

Laßt ihn zum Teufel gehn, rief der Edelmann, er soll mir nichts anhaben. Andere Dinge gehn mir im Kopf herum.

Als er sich wieder auf seinem Zimmer befand, meldete der Knecht vom Hofthor: Herr von L^{***} sey da, verlange den gnädigen Herrn zu sprechen. — Soll Morgen sich gütigst herbemühen, ließ dieser zurück sagen.

Der Knecht erschien wieder, und berichtete: Herr von L^{***} sey zu Pferde, könne über die Hofmauer sehen, ließ nur bitten, der gnädige Herr möchte auf einen Augenblick ans Fenster kommen. Nun — sagte dieser — das schadet der Wette nicht, ich kann ihm gleich sagen, daß alle Mühe eitel ist.

Er trat ans Fenster. Was beliebt, Herr Nachbar? Die Antwort hieß: Ich will ihnen nur ein Beileid abstatten, daß ihre Wette verloren gieng. — Wie? — Sie sind in den April gegangen. — Ei, warum nicht gar! — Ins Brauhaus. Es liegt über fünfzig Schritte entfernt. In vereitelter Absicht, denn sie wollten einen Schatz heben. Vom Kirchthurn sah ich Alles.

Blutroth und ergrimmt entgegnete der Alte: Sey das, die Wette ist darum nicht verspielt.

Ein alter Brief hat mich bestimmt; sie hätten es müssen gerhan haben, wenn der Vertrag wider mich entscheiden sollte.

Der Brief war von mir, fuhr L^{***} fort, an einer Ecke fehlt ein wenig Papier, dieß Stückchen hab ich in meiner Schreibtafel; lassen sie nur öffnen, ich will es genau anpassen.

Der Alte ward bleich, ließ aber öffnen. — Ich ließ den Schlüssel zum Kästchen seit vielen Jahren nicht von mir, dachte er, werde ja auch die Hand der seligen Mutter kennen. Er sah mich nach dem Brauhaus mit einem Spaten eilen, hegte eine Vermuthung, der Zufall ließ ihn etwas errathen, das ist Alles.

Herr von L^{***} kam, das Papier fügte sich aufs genaueste an.

Nun gerieth der Alte außer sich. Meine Tochter, das Rabenkind, muß darum gewußt, mir den Schlüssel einmal zu Nacht entwandt haben, oder bei einem Räusdgen.

Bei diesen Worten kam Philippinchen, die gehorcht hatte, herbeigeeilt, warf sich dem Vater zu Füßen. „Verzeihen Sie, sagte sie, bester Vater, wenn ich zum Anschlag mit half; ich machte dabei zur Bedingniß, daß der schriftliche Wettungsvertrag in meiner Verwahr bleiben sollte; hier ist er.“ (Sie zerriß ihn in Stücke.) Obwohl ich fühle, daß ich mit Hrn. von L^{***} glücklich seyn werde, so möchte ich doch ihre Einwilligung einem solchen Spiele nicht zu verdanken haben. Sie sind ganz frei, nach ihrem Willen zu handeln, und ich werde mich als gehorsame Tochter ihrer Entscheidung unterwerfen.“ Hier nahm Hr. von L^{***} das Wort. „Ich kenne ihre Lage ganz; nehmen Sie die Wetzung für sie als gewonnen an, empfangen Sie die 2000 Thaler und machen Sie sich damit vom Traubenwirth los. Schenken Sie mir die Hand ihrer Tochter, und geben Sie mir künftig ihr Gut in Verwaltung. Sage ich den betrügerischen Kornschreiber weg, so bleibt es einträglich genug, viele Schulden nach und nach zu tilgen. Und ihre Flasche wird doch jeden Tag dastehn. Der Alte legte gerührt ihre Hände in einander. In der Folge wußten sein Eidam und seine Tochter ihm das Leben in ihrer Mitte so angenehm zu machen, daß er nach und nach von der alten Gewohnheit abstand.

Glaub's wer will.

Ein reicher Simpel aus Schwaben, der nach Straßburg kam seine Sitten zu verfeinern, wollte

den An
halb lie
Luch h
neuest
bringe
nächste
kommt
tens üb
Schneid
an, da
Gnadens
Luch is
— Was
ganz ei
Uchfeln
auch sch
aber gar
den folg
zu einer
einmal,
wohl ge
Wald m
mann,
jedoch e
mein S
meine z
lachend
gar! zu
nem gar
der Sch
Was gi
andern
angehän
nicht rec
Käufer

Ein S
stadt S
wichtige
jenem g
nicht so
denn w
sen und
den Nei
erleicht
einem ä
mit der
und wif
der Inse
nichts
Häuber
Gebühr

den Anfang mit der Garderobe machen; deshalb ließ er sich in einem Tuchladen 2 Stäbe Tuch herunter schneiden zu einem Frak nach der neuesten Mode. Dem Schneider empfahl er recht dringend an, ihm denselben unfehlbar auf den nächsten Sonntag zu verfertigen. Der Sonntag kommt, aber der Frak nicht. Des langen Wartens überdrüssig, eilt der Stuzerlandidat zum Schneider, und fährt ihn mit rauhen Worten an, daß er nicht Wort gehalten. Ja, Ihr Gnaden, die Schuld liegt nicht an mir, das Tuch ist eingegangen, erwiedert der Schneider. — Was, eingegangen ist das Tuch? wirklich ganz eingegangen? Der Schneider zuckt mit den Achseln. Verflucht! das ist doch sonderbar; hab auch schon gehört, daß das Tuch eingehn kann, aber ganz einzugehen, das ist doch arg. Gleich den folgenden Tag begibt sich mein Schwabe zu einem andern Tuchhändler. Sagen sie mir einmal, redet er denselben an, wie viel geht wohl gewöhnlich an zwei Stäben Tuch ein? — Bald mehr, bald weniger, antwortet der Kaufmann, je nachdem das Tuch ist, höchstens jedoch ein Achtel. — So nur ein Achtel, und mein Schneider, der verfluchte Kerl, behauptet meine zwei Stäbe seyen ganz eingegangen. — Lachend erwiedert der Kaufmann: Warum nicht gar! zwei Stäbe! so viel gehen ja kaum an einem ganzen Stück ein. — Beim Bliz nan! ruft der Schwabe aus, jetzt geht mir ein Licht auf! Was gilt's, der Kaufmann dort drüben in der andern Gasse hat mir gerade die zwei Stäbe angehängt die am Stück eingehen. Das ist doch nicht recht; man sollte es vertheilen, damit jeder Käufer seinen Theil davon bekomme.

Räubertreue.

Ein Handelsmann von Palermo, der Hauptstadt Siciliens, wollte nach Catania, wo er wichtige Geschäfte abzuthun hatte, reisen. In jenem gebirgigen Lande sind aber die Straßen nicht so sicher wie z. B. Beispiel in unserm Elsaß, denn wo die Gelegenheit günstig ist, hinter Felsen und Zäunen, lauert oft Buschflieper auf den Reisenden, ihn von seiner Baarschaft zu erleichtern. Hier zu Lande wehren Gendarmen einem ähnlichen Unfug ab; dort aber, scheint es mit der Gendarmarie schlecht bestellt zu seyn, und will ein Reisender sicher von einer Stadt der Insel sich in eine andere begeben, so hat er nichts Besseres zu thun, als sich im Central-Räuber-Bureau gegen eine verhältnismäßige Gebühr versichern zu lassen. Dieß that auch un-

fer kluge Handelsmann. Man läßt ihn die bestimmte Taren zahlen, und als er doch noch Besorgnisse äußerte, schlug man ihm vor, ihm gegen eine Zulage einen der Matadoren unter den Räubern zum Begleiter zu geben. Er schlägt ein. Als sie an einen gefährlichen Paß der Etna'schen Gebirgskette ankamen, wird die Chaise durch zwei stark bewaffnete Räuber angehalten. Der Reisende weist seinen Schirmbrief vor; man verwirft ihn aber mit Hohngelächter. Bei dem Allem verhielt sich der Begleiter ganz ruhig. Der Reisende spricht seine Rechtschaffenheit an, erhält aber die gar nicht trostvolle Antwort: „Geben Sie diesen Herren ihren Beutel, und steigen wir aus, damit sie die Chaise durchsuchen können.“ Sie steigen ab, der Begleiter nimmt einen Sack mit Dukaten, und läßt ihn, wie durch Ungeschicklichkeit, auf den Boden fallen. Die zwei Räuber fallen über die kostbare Beute her; und sogleich, während sie sich bückten, das Gold aufzulesen, steckt sie der Begleiter durch zwei Pistolenschüsse nieder. „Sehen Sie, mein Herr, sagt er hierauf zum Kaufmann, so halten wir unter uns Votizei, wenn sich Hallunken darunter befinden: Sie haben die Tare nach Catania richtig bezahlt, und, auf Banditentreue schwöre ich es ihnen, es soll Ihnen bis dahin kein Haar gekrümmt werden. (Sieh nachstehende Vorstellung.)

Die neuentdeckten Steinsalzgruben.

Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen eine Notiz des bei Vic entdeckten Steinsalz-Bergwerks in gedrängter Kürze mittheilen, die wir aus einer größern im Druck erschienenen zusammenziehen.

Die Notiz von der wir sprechen, fängt mit einer Musterung der berühmtesten Salzminen an, welche seit Jahrhunderten bekant sind und benutzt werden: die von Cardonna in Catalonien, Dürrenberg bei Salzburg, Northwich in England, und Wielizka in Polen, dienen ihr eine nach der andern zu einer Vergleichungsstufe, deren Schluß ist, daß die neue Mine beträchtlicher und reichhaltiger ist als alle jene, welche so viele andere Länder Europa's bereichert haben. Wie kommt es denn, daß sie so lange nicht entdeckt worden ist?

Hr. Guettard, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, schrieb Folgendes bei seiner Zurückkunft von seiner Reise, die er in die polnischen Salzminen gemacht hatte: „Die



Ge
vor
vor
ih
ih
Ge
mi
gle
Kof
fal
Se
dr
fie
Wa
no
Un

18
in

un
18
au
sey
em
ib
fid
do
far
no
far
bei
vor
W
un
Er

den
Zi
im
zu

wu
a
len
ren
in
den
au
tig

eck
wu
Di

Gleichförmigkeit, welche zwischen den Bergen von Chateau-Salins in Lothringen, und jenen von Wieliska besteht, wenigstens in Betreff ihrer Ketten und Thonlagern, ihrer Farbe, ihrer Wellenförmigkeit, ihres Abfalls; diese Gleichförmigkeit, sage ich, ist so groß, daß sie mir auffiel, und zwar so sehr auffiel, daß ich gleich den Gedanken faßte, Nachgrabungen in Lothringen würden zur Entdeckung eines Steinsalzlagers führen; denn vermuthlich haben die Salzquellen dieser Provinz ihr Salz nur von den Salzmassen her, worüber oder wodurch sie fließen. Es hängt nur davon ab, diese Salz-Vorrathskammer zu finden; vermuthlich wird man die Entdeckung derselben einst bloß dem Ungefähr zu verdanken haben."

Man grub endlich nach, und am 14. Mai 1819 erreichte das Suchseifen das erste Salzlager in einer Tiefe von 195 Fuß.

Mehrere andere Sondirungen wurden nach und nach in den Jahren 1819, 1820, 1821, 1822 und 1823 im Banne von Vic, Rosieres-aux-Salines, Veroncourt, Haboudange, Mulsy und Maizieres veranstaltet; dadurch wurde erwiesen, daß das Steinsalzlager wenigstens über einer Fläche von dreißig Quadratmeilen sich erstreckt, ein ungeheures Minimum, und doch bei weitem noch unter dem wirklichen Umfang desselben. Was die Tiefe betrifft, diese ist noch unbekannt und wird vielleicht nie ganz bekannt werden. Der durchgegrabene Boden ist beinahe von derselben Beschaffenheit wie der von Wieliska; Muschelbrüche, Kalksteinfelsen, Märgelerde, salzartiges Schiefergestein, Gyps und faserichtes Salz bilden die verschiedenen Erdlager, welche zur ersten Salzbank führen.

Die Errichtung eines ersten Probebrunnens, der im J. 1820 angefangen und bis auf eine Tiefe von 128 Fuß fortgesetzt wurde, wurde im J. 1821 eingestellt, weil die Holzverkleidung zufällig Noth litt.

Ein zweiter, 1821 angefangener Brunnen wurde glücklicherweise im verflohenen Jahr bis auf die erste Salzbank geführt. Die ersten Quellen zeigten sich in einer Tiefe von 28 Schuh von der Oberfläche der Erde, und die letzten in einer Tiefe von 126 Schuh. Dieser Brunnen, der acht Schuh im Durchmesser hat, wurde bis auf das 6te Lager geführt, und hat gegenwärtig eine Tiefe von mehr als 340 Schuh.

Ein dritter Brunnen, in Gestalt eines Uchteds, der am 1sten September 1823 eröffnet wurde, hatte wirklich eine Tiefe von 140 Schuh. Die innere Bauleitung wird erst alsdann mit

Bequemlichkeit und Regelmäßigkeit statt haben können, wenn dieser Brunnen beendigt, und mit dem vorigen, mittelst eines unterirdischen Ganges, in Verbindung gesetzt seyn wird.

Die drei Brunnen, wovon hier die Rede ist, sind in einer Entfernung von 10 Minuten S. O. von Vic, in einem durch die Compagnie Thonnelier errichteten eingeschlossenen Platze, gegraben. Sie haben bereits die zur Aufbewahrung und zum Zerstoßen des Salzes erforderlichen Gebäude und Werkstätten errichtet. Uebrigens ist dieser eingeschlossene Platz groß genug um einen vierten Brunnen zu enthalten, und vier solcher Brunnen, die zu gleicher Zeit benutzt wurden, könnten sehr leicht jährlich eine Million metrischer Centner Salz abwerfen; das heißt, daß man in diesem einzigen Platze dreimal so viel Salz gewinnen könnte, als in den acht Ost-Salzgruben zusammengenommen.

Neun Salzlager sind bis jetzt erkannt worden. Das erstere, in einer Tiefe von 205 Schuh, hat eine Dicke von 8 Schuh; das 2te, 7 1/2; das 3te, 42; das 4te, 9; das 5te, 10; das 6te, 34; so weit reicht der Brunnen. Die Zwischenräume, welche diese sechs ersten trennen, sind nur von 3 bis 4 Schuh. Nach einem Zwischenraum von 27 Schuh, trifft man ein 7tes und 8tes Lager an, von 2 bis drei Schuh in der Dicke; und nach einem nochmaligen Zwischenraum, ein 9tes Lager, in welches die Sonde 9 Schuh tief eingedrungen ist, ohne das Ende davon zu erreichen. Die Dicke dieser neun Lager zusammengenommen, beträgt sich auf 125 Schuh.

In dem 3ten, 5ten und 6ten Lager sind vier Gänge zum Ausräumen unternommen worden; derjenige, welcher am meisten vorgedrückt ist, hat 160 Schuh in der Länge, obgleich man des Tags nicht mehr als einen Schuh oder 18 Zoll Boden gewinnen kann. Drei andere überzwerge Gänge sind vor einigen Monaten angefangen worden, und durchschneiden den oberhalb angebrachten Gang in rechtwinkliger Richtung.

Die bisherige Erfahrung hat zu kennen gegeben: 1° daß die Luft im Innern der Mine gesund und rein ist; daß unter der Fläche der ersten Salzbank keine Quellen vorhanden sind und kein Wasser durch die Gänge dringt; 2° daß die Salzbanken und die Felsen der Zwischenräume so fest sind, daß es in diesen Gängen keiner Stützen bedarf. Diese drei Umstände sind der Benutzung besonders günstig.

Das Steinsalz von Vic zeigt in seinen reinsten Qualitäten die kubische Spaltung, welche dieser Substanz eigen ist; in den andern Theilen



ist es stets blättrig, allein die Blätter durchkreuzen sich in allen Richtungen, was diesen Wänten eine besondere Festigkeit gibt.

Was die Qualitäten dieses Salzes betrifft, solche sind durch die berühmten Chemiker Chaptal, Gay-Lussac, Bauquelin, Dulong und Darcer analysirt worden, und sie haben der Akademie der Künste in ihrer Sitzung v. 15. Decem. lezthin Bericht darüber erstattet. Dieser Bericht zeigt, daß die weißen und halbgrauen Steinsalze von Vic die jetzt bekannten raffinirten Salze übertreffen, und daß die untern Qualitäten der Mine den Meersalzen vorzuziehen sind; endlich zeigt der Bericht, daß alle Erzeugnisse dieser Mine für die Gesundheit im geringsten nicht nachtheiliges haben. Uebrigens wird die unermessliche Ausdehnung der bereits bekannten Wänte erlauben, bloß die reichhaltigsten und schönsten Lager zu benutzen.

Die Salzblöcke werden durch Pulver gesprengt; denn Anfangs konnte kein anderes Verfahren angewandt werden; aber bald wird man, wenn die innern Arbeiten weiter gerückt sind, jenes anwenden können, welches zu Wieliska üblich ist, und darin besteht, daß man rings um die Blöcke, welche man abschlagen will, einen nicht sehr tiefen Einschnitt macht, und hernach, auf einer Seite, eiserne Keile einschlägt, wodurch der Block abgerissen wird und herunterfällt.

Wird einst der Gebrauch des Steinsalzes in Frankreich so ausgebreitet, wie er es in Spanien, in Oestreich, in Polen ist, so wird es ein leichtes seyn, es den Consumenten in Blöcken und Bruchstücken zu liefern, wie es aus der Miene kommt; da es aber für die französischen Consumenten etwas Neues war, so mußte man es zuerst in Pulver zerstoßen und dazu eine gute Maschine finden. Verschiedene Mühlen sind dazu eingerichtet worden; allein ohne guten Erfolg; die einen gaben zu geringe Resultate, andere beschmutzten das Salz, andere gaben ein zu grobes oder zu reines, oder endlich zu ungleiches Korn. Hr. Havard, Mechanicus zu Nanzig, hat endlich diese Aufgabe sehr sinnreich gelöst.

Nachdem wir alles, was das Auffuchen der Steinsalzmine von Vic, die Resultate davon, den Zustand der Arbeiten angegeben, bleiben uns noch die andern Vortheile dieser Entdeckung auseinander zu setzen. Der erste besteht in der geographischen Lage dieser Mine und der leichtesten Verbindungsmittel. Die Mine von Vic liegt gerade in dem Theile von Frankreich, der am meisten von den See Küsten entfernt ist. Die

Salze aus dem westlichen und mittäglichen Frankreich können nicht anders in die Südpardemente gebracht werden, als mit ungeheuern Transportkosten belastet. Das Salz, das aus den Salzquellen herrührt, wird theuer fabrizirt und demnach verkauft. Im Lothringen eine Steinsalzmine entdeckt, hieß also dieser Provinz mehr geben, als Salzteiche. Was die Verbindungsmittel betrifft, so bietet die Nachbarschaft zweier großer Handelsstädte (Nanzig und Metz) häufige Transportmittel dar; die Nähe der Maas, der Murth, der Mosel und der Sarre ist noch nützlicher, und würde es besonders dann werden, wann einmal der Plan, diese Flüsse durch Kanäle einerseits mit dem Rhein, dem Kanal Monsieur, der Saone u. s. w., und anderseits mit dem Ardennenkanal zu verbinden, in Wirklichkeit übergienge, was sehr zu vermuthen ist. Dann würde das Steinsalz, am Orte selbst eingeschifft, wo es ausgegabelt wird, zu Wasser nach allen Richtungen verführt werden, und eine unermessliche Landesstrecke sowohl im Innern als außerhalb Frankreich damit versehen werden können.

Ein genauer Vergleich zwischen der Benutzung des Steinsalzes und jener der Salzquellen und Salzteiche gibt der erstern den Vorzug, sowohl in Rücksicht der Quantität und Qualität der Produkten, als in Betreff der einfachen Beziehungsweise, der Arbeit und des Kostenaufwandes. Wir folgen den Verfassern der Notize in den interessanten Details nicht, womit sie solche unterstützen, es genügt uns zu sagen, daß sich aus ihren Schlüssen eine Verminderung von 400 ja von 600 Procent in den Kosten und dem Preise des Salzes ergibt.

Auf einer andern Seite wird uns die Benutzung dieser Salzgruben von mehreren Tributen, die wir dem Auslande zollen, befreien, und so wird z. B. die Einfuhr der Steinkohlen von Saarbrück minder nothwendig, und folglich geringer werden. Auch wird das Steinsalz die Erzeugnisse von St. Hubes und von Portugal in Verproviantirung der Marine und der französischen Fischereien ersetzen können; man weiß, daß weder die Produkten der westlichen und mittäglichen Salzteiche, noch jene der Salzquellen, zum Einsalzen der Fische, und besonders der Stockfische, geeigneter sind.

Das Einsalzen des Fleisches belangend, ist der Vorzug des Steinsalzes nicht mehr zu bezweifeln. Es ist besonders anerkannt, daß das rosenfarbige Salz, das mit Eisenoxid geschwän-

ger ist, das Fleisch besser erhält und ihm eine lebhaftere Farbe gibt als andere Salzsorten. Nicht minder nützlich wird es in den Schäferreien seyn. In Frankreich gibt man dem Vieh selten Salz; es ist theuer, und die Ochsen und Schaaf, indem sie es zu begierig verschlucken, verlieren immer einen Theil davon. Im Norden sind alle Strälle mit Salzblöcken versehen, und das Vieh, indem es daran leckt, nimmt wenig auf einmal, aber desto öfter und verliert nichts davon. Dieser Gebrauch kann durch die Entdeckung der Salzgruben von Vic sehr leicht bei uns eingeführt werden; er würde das Vieh vor verschiedenen Krankheiten bewahren, die Rasse gesünder und kräftiger machen.

Nebst diesen Vortheilen, welche für ganz Frankreich daraus erwachsen, werden die Departemente einige besondere haben. Erstens wird der Gebrauch des Salzes, das keiner Ausdünstung bedarf, den Holzpreis, der in Lothringen wegen des großen Verbrauchs von Brennmaterialien für die Salzquellen ungeheuer ist, fallen machen; die Verminderung wird den Consumumenten eine lebhaft ersetzte Erleichterung gewähren, ohne deswegen den Eigenthümern von Waldungen einen merklichen Schaden zuzufügen; denn ein Theil von den Holzschlägen, welche für die Salzquellen vorbehalten worden ist, wird den Eisenhämmern, den Glasöfen und den zahlreichen Manufakturen zufließen, die dadurch mehr Thätigkeit gewinnen werden. Uebrigens werden auch neue Unternehmungen statt haben, weil Lothringen Metallminen enthält, welche, um benutzt zu werden, nur weniger kostspielige Brennmaterialien nöthig haben.

Diese Mine bietet auch neue Hülfsmittel zur Verbesserung des Ackerbaues und der Fabrikation der chemischen Produkte dar; in der That würde das Steinsalz, als Dünger gebraucht, den günstigen Einfluß haben, und die Auswürfe der Benutzung wären dazu sehr geeignet. Die Gebühr, womit das Salz belegt ist, wäre kein Hinderniß, denn man könnte den Ackerleuten zollfrei Salze liefern, welche durch eine chemische Mischung zur Consumation untauglich gemacht würden.

Die pfliffige Spekulation.

Zwei Marktschreier, die von einem Markte zurückkamen, wo sie keine guten Geschäfte gemacht hatten, trafen in einem Wirthshause mit mehreren Krämer zusammen, welche ihren Absatz ebenfalls nicht sonderlich loben konnten. Was

Wunder auch! heutzutage gibt es ja, Dank sey den Patenten, der Krämer beinahe so viele als Einkäufer. Drum gieng es auch bald an ein allgemeines Lamentiren; die große, die abgedroschene Klage, kurz die Modetlage erhob sich aus jedem Munde in alle nur mögliche Formeln eingekleidet: der Handel g'ht gar nicht mehr! es ist kein Geld unter den Leuten, alles stockt; wenn es nicht bald anders wird, wenn die Regierung nicht schnelle Maafregeln trifft, so muß alles zu Grunde gehen, u. dgl. mehr. Mit diesem wurde fortgefahren bis der Wirth meldete, die Tafel sey servirt, bei der man, unter uns sey's gesagt, von keiner allgemeinen Noth etwas gewahrt wurde. Die Klagenden ließen sich auch trefflich schmecken, die Bouteillen mußten oft gewechselt werden. Der Zufall hatte es gefügt, daß die beiden Marktschreier nebeneinander zu sitzen kamen. So sehr sie auch bei der Suppe und dem Zugemüß einander noch schiel anschauten, so wurden sie bei der zweiten Tracht schon etwas freundlicher, und beim Konfekt sogar zutraulich. Nach geendigter Tafel zog der eine den andern in ein Eck: Laßt uns Freunde seyn, sagte dieser, haltey wir zusammen, unser gutes Einverständnis laßt uns allein wieder aufhelfen. Sehen Sie nicht wie Alles gegen unsre Industrie sich verschworen hat, sogar hinkende Boten geben sich den Ton das Volk aufzuklären, der Pöbel verliert alles Zutrauen zu uns, kaum daß noch manchmal ein dummes Mütterchen an unsere Angel beißt. — Topp! erwiedert der Andere, ich verstehe schon; ja, wir wollen Freunde seyn.

Hierauf reden sie das Weitere miteinander ab, und bestellen sich auf den großen Marktflecken * * *. Ein jeder begibt sich ins besondere dahin, nicht weit von einander schlagen sie ihre Baden auf; bald hat die Trompette des Balsamhändlers B. und die Trommel des Pillenträmers C. eine Menge Neugieriger um sich her versammelt. „Meine Herren und Damen, ruft Ersterer aus: Ich habe alle Höfe Deutschlands besucht, und bin von allen auf die schmeichelhafteste Weise empfangen und entlassen worden. Im Begriffe nach Paris zu reisen, wohin ich berufen bin, wollte ich doch nicht, so große Eile ich habe, diesem Orte die Wohlthat meiner kostbaren Mittel entziehen, die ich zum Besten der Menschheit durch die anhaltendsten Nachforschungen erfunden habe. Es ist mir aber nun um so lieber, daß ich mich hier um einen Tag aufgehalten habe, da ich dort gegenüber einen Kerl sehe, der der klüglichsie, der erbärmlichsie



und
 Hü
 fau
 sam
 D
 ste.
 spr
 Pen
 mir
 sein
 In
 die
 auf
 ein
 C
 dig
 her
 rech
 an.
 um
 riß,
 wor
 glei
 tigen

Z
 sich
 auf
 terge
 lagen
 darin
 Tren
 terlic
 Nach
 Der
 einm
 des
 Bart
 junge
 Küch
 ihm
 war,
 Kette
 gieng
 mit
 Aber
 rieth
 er da
 Gesp
 fragte
 nieder

und zugleich der unverschämteste Ignorant ist. Hüten Sie sich ja, von seinen Latwerken zu kaufen, sie sind aus so starken Kräutern zusammengesetzt, daß ich keinem Rosse die geringste Dosis davon geben möchte, so schädlich sind sie. Sie werden vielleicht denken, die Eifersucht spricht aus mir; Oh nein, wahres Verdienst kennt keinen Neid. Sie werden bald besser von mir urtheilen: so sehr ich Sie pflichtmäßig vor seinen Latwerken warnen muß, so geneigt bin ich seinen Willen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. In der That, ich kann mir gar nicht vorstellen wo dieser elende Mensch ein so kostbares Recept aufgetrieben hat, aber seine Willen sind wirklich ein goldenes Mittel gegen alle innern Gebrechen."

E. auf seiner Seite blieb dem B. nichts schuldig, und während er dessen Willen aufs Tiefste herunter setzte, pries er Wahrheits- und Gerechtigkeitshalber dessen Balsam aufs Höchste an. Die Folge dieser List war, daß man sich um die Willen des E. und den Balsam des B. riss, und beide Gauner, nun unzertrennlich geworden, reifeten von Markt zu Markt, auf gleiche Weise die Leichtgläubigkeit der Einfältigen pflandend.

Der Poltergeist.

In einem gräßlichen Schlosse in Baiern ließ sich nicht lange nach dem Tode des Besitzers auf dem obersten Boden ein sogenannter Poltergeist hören. Die Früchte, die auf dem Boden lagen, warf er auf die Straße; Alles gerieth darüber in Schrecken. Endlich kam er sogar die Treppe herunter, schleppte eine Kette mit fürchterlichem Geräusche nach sich, und leerte des Nachts in der Küche Töpfe und Schüsseln aus. Der Haushofmeister, welcher den bösen Geist einmal gesehen hatte, beschrieb ihn als ein wildes haariges Thier mit feurigen Augen, langem Barte und gräßlichen Klauen. Ein beherrzter junger Mann beschloß nun, eine Nacht in der Küche zu wachen; nur ein Bedienter leistete ihm Gesellschaft. Da Alles zu Bette gegangen war, kam das vermeinte Gespenst mit rasselnden Ketten gerade auf die Küche zu. Der Wächter gieng ihm, mit dem Lichte in der einen, und mit dem Degen in der andern Hand entgegen. Aber plötzlich verlöschte das Licht. Darüber gerieth der junge Mann in eine solche Angst, daß er davon laufen wollte. Aber das vermeinte Gespenst faß ihm plötzlich auf dem Nacken, zerkratzte ihm das Gesicht, und er fiel ohnmächtig nieder. Der Bediente war indessen durch eine

andere Thüre entlaufen, und hatte das Bedientenzimmer offen gelassen. Da man damit beschäftigt war, den ohnmächtigen Wächter wieder zum Leben zu bringen, machte sich das Gespenst in diesem Zimmer lustig, warf Kleider, Hüte, Schuhe, Perrücken u. s. w. unter und über sich, und sprang endlich wieder auf den obersten Boden. Der Ruf von diesem fürchterlichen Wesen kam endlich auch zu den Ohren eines benachbarten Edelmanns. Dieser versprach der Gräfin, sie von diesem Gaste zu befreien. Er gieng, mit einem kleinen Stocke versehen, allein auf den Boden, und fieng an zu rufen: Mignon! Mignon! Sogleich kam das Gespenst auf ihn zugelaufen, und ließ sich fangen. Und als man es der Gräfin vorführte, sah man in dem Gespenste den Affen, der vor Kurzem diesem Edelmann entlaufen war.

Anekdote.

Als man im Jahr 1790 die Friedensgerichte einführte, wurden derselben so viele errichtet, daß es in mehreren Dörfern an tauglichen Männern fehlte, dieselben zu besetzen. Zu Tr. . . ., einem an der Gränze des Murrh- und des Mosfelddepartements gelegenen Dorfe, fiel die Volkswahl auf einen zwar rechtschaffenen, aber gar nicht gehörig unterrichteten Mann. Dieser schlichtere während seiner Amtsführung beinahe alle vor ihn gebrachte Händel durch gütlichen Vergleich. „Meine guten Freunde, pflegte er den Klägern zu sagen, ihr seyd beide wackere Leute; weil man aber durch Disputiren mit dem Gegner nie fertig wird, und die Sache nur noch ärger verwickelt, glaube mir, ziehet über euern Zwist das Hälmechen; der Gewinnende muß eine Bouteille zahlen; so wird der Vergleich am besten und sichersten zu Stande kommen. Wolltet ihr in die Stadt gehen, Advokaten und Anwalde für euere Sache ansprechen? Alles euer Semmelmehl würde kaum hinreichen, ihre großen Perrücken zu pudern; euer Geld würde aus euern Taschen in die ihrigen fließen; euere Eier und Hennen würden in ihre Töpfe wandern, u. s. f.“ Daher ist in jener Gegend ein Sprichwort entstanden und noch im Schwung; wenn man etwas dem Loose anheim stellen will, so sagt man nur: „Geben wir zum Friedensrichter von Tr.“ Mir gefällt dieser Friedensrichter nicht übel, und seine Strohhalm entschieden wenigstens nicht so blutig wie das Schwert oder die Feuerprobe unserer Vorältern bei den Gottesgerichten.

Der christlich gesante Jude.

Schlechtes von Juden braucht man nicht drucken zu lassen, weil man dergleichen alle Tage genug kann erzählen hören; gratis; deswegen erzählt der hinkende Bote dem günstigen Leser für sein gutes Geld lieber etwas Gutes von ihnen, und wünscht, daß er das Gute eben so gern hört, als er es erzählt.

In Livorno, in Italien, lebte ein reicher Jude, Namens Franchetti. Dem war ein Kaufmann in Marseille dreimalhunderttausend Fr. schuldig, und weil dieser nicht wußte, wie er das Geld und noch mehr andere Schulden bezahlen sollte, so machte er sich plötzlich davon und sagte keinem Menschen, wohin er gieng, nicht einmal seiner Frau und seinen Kindern. Die Gläubiger in Marseille machten sich sogleich an das noch vorhandene Vermögen, theilten es unter sich, und als der Jude von Livorno, der es zu spät erfahren hatte, ankam, da war nichts übrig als — die kranke Frau und ihre 4 Kinder, denen man nicht einmal ein Messer gelassen hatte, um sich einen Bettelstab abzuschneiden zu können. „Ist sonst nichts mehr da, spricht der Jude, muß ich wohl nehmen, was übrig ist.“ — nimmt die Familie mit sich nach Livorno, und seine Ladendiener mögen sich nicht wenig gewundert haben, wie er statt der dreimalhunderttausend Fr., fünf Menschen auspackt. Was er mit dem Gelde gethan hätte, thut er auch mit der Familie: er bringt sie gut unter und sorgt für sie angelegentlich. Eins nur macht ihm Kummer: so oft er nachher zu der Familie kommt, findet er sie betrübt und weinend über den verschwundenen Vater. Vor einigen Wochen nun hat er in die Zeitungen einrücken lassen, er brauche einen Handlungsdienner, und wünsche dazu den verschwundenen Kaufmann aus Marseille; wenn er noch lebe, so möge er doch schnell kommen. — Wenn dem günstigen Leser etwa der Kaufmann irgendwo aufstößt, so wird er gebeten, ihm die Nachricht mitzutheilen, und uns zu melden, was der Kaufmann für ein Gesicht dabei gemacht hat.

Das Aus- und Einreden.

Ein Bauer hatte sich ein Paar schwarze Schuhe auf dem Markte gekauft. Einige leichtfertige Menschen beredeten sich, es ihm auszuweisen, daß er wirklich ein Paar Schuhe gekauft habe.

„Was kosten die Raben?“ fragt ihn der

Eine, der ihm zuerst entgegen tritt. Der Bauer gafft ihn an, und geht vorüber. Gleich kommt der Andere herbei. „Wo habt ihr die schönen Raben her, Landsmann?“ und faßt mit den Fingern die Schuhe an. — „Seyd ihr ein Narr?“ sagt der Bauer, „sind denn das Raben?“ — „Was sind es denn?“ antwortete der Fragende sehr ernsthaft. Der Bauer lacht und geht weiter. — Jetzt kommt der Dritte, wie er um die Straßenecke dreht. Was wollt ihr mit den Raben machen, guter Freund?“ — Der Bauer sieht ihn versteinert an. — „Wie theuer die Raben?“ ruft der Vierte ihm entgegen. — „Was für Raben meint ihr?“ — „Diese da, die ihr in der Hand traget.“ — Dem Bauer wird es zu bunt. Er geht in den nächsten Kramladen und sagt zu dem Ladendiener: „Sagt mir aufrichtig, Herr, sind das ein Paar Raben oder ein Paar Schuhe?“ Vor Lachen kann dieser kaum antworten. „Wie kommt ihr dazu, euere Raben für ein Paar Schuhe zu halten?“ Spornstreich läuft nun der Bauer zu seinem Schuster auf den Markt, „Spitzhube du! habe ich dir nicht ein Paar Schuhe ablaufen wollen? was gibst du mir denn ein Paar Raben dafür?“

Welche alberne Geschichte! hörte ich schon manchen bei dieser Erzählung sagen.

Aber an seine eigenen Schuhe dachte er nicht, die er noch jetzt für Raben hielt.

Einige hübsche Sträßburgerinnen besuchten während der Weinlese ein altes Schloß nächst Schlettstadt (das Rientzheimer), und als sie alles genau in Augenschein genommen, und ihre romantischen Bemerkungen darüber gemacht hatten, giengen sie in das Försterhaus um sich zu erfrischen; unter andern setzte ihnen die Försterfrau einen Teller voll rothe Muskatentrauben vor, und sagte scherzhaft: Hier, meine Damen, verkosten Sie auch Trauben so an unsern Lannenbäumen gewachsen sind! — Was, sagte Eine, Trauben von Lannenbäumen; das ist nicht möglich. — Und warum nicht möglich, wiederetzte eine andere ganz ernsthaft, sie riechen doch nicht umsonst so stark nach Harz.

Gedanke.

Die jungen Leute sagen, was sie thun; die alten, was sie gethan haben; die Thoren, was sie thun wollen.

Heirathswarnung.

Das Heirathen ist eine kitzliche Sach',
Sagt man einmal Ja! liegt die Freiheit im Schach,
Drum nehmt euch, ihr Männer, doch fleißig in Acht,
Daß ihr in der Ehe kein'n Purzelbaum macht,
Geheirath't ist bald, doch gewirthschaftet schwer,
:: Die Weiber gehen all' wie die Pfauen daher. ::
Sie tragen jetzt Kleider, so enge im Schnitt,
So, daß man die Füßchen und — mehr noch durchsieht.
Und dann mit der Mode des Wechsels sein End':
Was heute gestürzt wird, wird morgen gewendt.
Auch sieht man ein Mädchen, so weiß man nicht mehr,
:: Kommt Köchin, Comtesse oder Fräulein daher. ::
Das Mädchen hat kaum einen Jungen gesehn,
Es findet der Jüngling das Mädchen kaum schön,
Gleich wünschen auch beide den Priester schon da,
Er saget nicht Nein, und sie spricht fröhlich Ja!
Nun sind sie im Himmel und singen Zuchhei,
:: Doch Madam Vernunft — die ist nicht dabei. ::
Sie sahen sich früher nur stäts in's Gesicht,
Zusammen gerechnet nur hatten sie nicht;
Jetzt fehlt es am Besten, die Frau will ein Kleid,
Der Mann mit dem Letzten sein Schätzchen erfreut.
Doch morgen, o Himmel! der Beutel ist leer;
:: Geheirath't ist bald, doch gewirthschaftet schwer. ::

Gegenstück zum obigen.

Zum Heirathen taugen die Männer nicht viel,
Sie lieben das Gläschen zu sehr und das Spiel;
Drum nehmt euch, ihr Mädchen, doch fleißig in Acht,
Daß ihr in dem Eh'stand kein'n Purzelbaum macht;
Der Ehe nie abwechselndes Einerlei
:: Ermüdet die Männer, drum sind sie nicht treu. ::
Sie schwören euch Liebe, doch dreht ihr euch nur,
So machen sie gleich einer andern die Cour;
Die ersten acht Wochen, da geht's noch la la,
Doch ist nur ein drittes Geschöpfchen erst da,
Dann kommen die Sorgen, die Liebe zieht aus,
:: Und Zwietracht und Kummer bewohnen das Haus. ::
Nun fängt unser Eh'herr an extra zu gehn,
Zu Hause läßt er sich jetzt gar nicht mehr sehn.
Und kommt er einmal, so brummt er und schilt:
Da habt ihr des heut'gentags Ehestand's-Bild.
Drum folgt meinem Rathe, nehmt euch keinen Mann,
:: Absonderlich wenn er — das Rechnen nicht kann. ::
Nun wißt ihr, woran mit den Männern ihr seyd;
Sie wechseln ihr Schätzchen so schnell wie ein Kleid,
Doch eins zu erinnern erlaubt mir dabei,
Glaubt nicht, daß auch ich hier darunter mit sey.
Ich bin euch der Treuste der Eh'männer Schaar,
:: Und was ich gesagt hab' — ist Alles nicht wahr. ::